

Das Element des Dämonischen in Ludwig Tiecks Dichtungen.

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
einer
hohen philosophischen Fakultät an der Westfälischen
Wilhelms-Universität zu Münster i. W.

eingereicht von

Willi Busch
aus Groß-Crostitz.



Delitzsch 1911.
Druck von C. A. Walter.

Dekan: Prof. Dr. Meister.

Referent: Prof. Dr. Schwering.

Meinen lieben Eltern!

Inhalt.

Literatur-Verzeichnis.

Ludwig Tiecks Schriften. Berlin 1828—54.

Musen-Almanach für das Jahr 1802. Tübingen. Herausgegeben von A. W. Schlegel und L. Tieck.

Vittoria Accorombona. Ein Roman in 5 Büchern von Ludwig Tieck. II. Aufl. Breslau 1841.

Ludwig Tiecks nachgelassene Schriften. Hrsg. von Rud. Köpke, 1855 (ohne Ort).

Tiecks Werke, hrsg. von Gotthold Klee. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. (Ohne Jahreszahl.)

Athenäum, erschienen 1798—1800.

Fritz Brüggemann, Die Ironie in Tiecks William Lovell und seinen Vorläufern. Diss. Leipzig 1909.

E. Ederheimer, Jakob Böhmes Einfluß auf Ludwig Tieck. Diss. Heidelberg 1904.

L. H. Fischer, Träume und Visionen in Ludwig Tiecks Leben und Schriften. (Nach ungedruckten Briefen Tiecks.) In der Sonntags-Beilage Nr. 20 zur Voss. Ztg. Nr. 227 vom 16. Mai 1886.

Hermann Freiherr von Friesen, Ludwig Tieck. Erinnerungen eines alten Freundes aus den Jahren 1825—42. Wien 1871.

K. Haßler, Ludwig Tiecks Jugendroman William Lovell und der Paysan perverti von Restif de la Bretonne. Diss. Greifswald 1902.

Rudolf Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870.

H. Hemmer, Die Anfänge Ludwig Tiecks. Diss. Straßburg 1909.

H. Hock, Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Literatur. In den Forschungen zur neueren deutschen Literaturgeschichte, Nr. 17, 1900.

Karl von Holtei, Briefe an Ludwig Tieck, Breslau 1864.

A. Huber, Studien zu Novalis mit besonderer Berücksichtigung der Naturphilosophie. Im Euphorion, Ergänzungsheft 4, S. 90—132.

Ricarda Huch, Blütezeit der Romantik. Leipzig 1899.

Ricarda Huch, Ausbreitung und Verfall der Romantik, Leipzig 1908.

M. Joachimi, Die Weltanschauung der deutschen Romantik. Jena 1903.

K. Joel, Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik. Jena 1907.

Alfred Kerr, Ein Kapitel deutscher Romantik. Berlin 1898.

E. Kircher, Philosophie der Romantik. Jena 1906.

R. Köpke, Ludwig Tieck. Leipzig 1855.

Jakob Minor, Die Schicksalstragödie nach ihren Hauptvertretern. Frankfurt 1883.

Eugen Mogk, Germanische Mythologie, Leipzig 1906 (Göschen Bd. 15).

G. L. Plitt, Aus Schellings Leben. In Briefen. Leipzig 1869.

Johann Ranftl, Ludwig Tiecks Genoveva als romantische Dichtung betrachtet. Graz 1899. In den Grazer Studien zur deutschen Philologie. Nr. 6.

E. A. Regener,	Tieck-Studien. Diss. Rostock 1904.
G. Reimer,	Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. 1858.
Rosenkranz,	Ludwig Tieck und die romantische Schule. In den hallischen Jahrbüchern von 1838, S. 1293.
J. H. Schlegel,	Die neuere Romantik in ihrem Entstehen und ihre Beziehungen zur Fichteschen Philosophie. Beilage zu dem Programm des Rastatter Lyceums. 1862—64.
Siegmar Schultze,	Das romantische Naturgefühl. Halle 1907.
Franz Servaes,	Goethe am Ausgang des Jahrhunderts. Neue deutsche Rundschau. Jahrgang 7 der Freien Bühne. 1896. Heft 11.
Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel,	Leipzig 1826.
Steffens,	Was ich erlebte. Breslau 1840.
Bernhard Steiner,	Tieck und die Volksbücher. Berlin 1893.
O. F. Walzel,	Deutsche Romantik. Leipzig 1908 (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 232).
Windelband,	Geschichte der neueren Philosophie. IV. Aufl. 1907.

A. Das Element des Dämonischen nach seinem Ursprung und seiner Entwickelung in Ludwig Tieck.

Franz Servaes betont in einem Aufsatze über Goethe[1]), wie das Dämonische in der Kunst und im Künstler wirkt und bildend schafft, wie es ein starkes Element ist zu künstlerischer Neugeburt. Kleist, Nietzsche, Grabbe, Lenau, Hölderlin und andere gehen zugrunde an dem Dämon ihres Inneren. Sie werfen der Welt den Fehdehandschuh hin und unterliegen im Kampfe, weil sie „in der Entfesselung der Dämonen ihr eigentliches Wirken erkennen".

Nicht wie Goethe, der eine umfassende, nach Selbstzucht ringende Natur war, halten sie ihre Dämonen an Ketten geschmiedet, sondern sie lassen sich niederringen von den gewaltigen befreiten Mächten ihres Inneren. Wie nahe stand Ludwig Tieck vor dem Ziele, das vernichtend die genannten Talente erreicht hat. Er verlangt selbst im „jungen Tischlermeister" durch den Mund des Sängers, man solle sich ganz seinem Dämon überlassen: „Alle großen Genien der Menschheit . . . haben ihre Schöpfungen nur, von diesem Taumel erst angerührt und dann beherrscht, hervorbringen können"[2]).

Ein dämonischer Drang war frühzeitig in ihm mächtig, in alle Gebiete höchster Geisteswissenschaft einzudringen, ein Drang, den innersten Zusammenhang aller Dinge zu ergründen. Er spannte alle seine geistigen Kräfte aufs höchste an, dieser fordernden Lust zu genügen. Freiherr von Friesen

---

[1]) Neue deutsche Rundschau. Jahrgang VII der „Freien Bühne" 1896. Heft 11: Goethe am Ausgang des Jahrhunderts.

[2]) Ludwig Tiecks Schriften, Berlin 1828—54. Bd. XXVIII, S. 130.

bestätigt das, indem er annimmt, „daß sein dichterisches Ingenium, seiner innersten Natur nach, der beschaulichen Betrachtung und Verherrlichung des Geheimnisvoll-Wunderbaren in der gesamten Welt vorzugsweise zugewendet war“ [1]). Er betont weiter, wie in Tiecks Anlage die Fähigkeit zu einer seltsamen Anspannung der seelischen Kräfte bedingt gewesen ist. Sogar Geistererscheinungen beschwörte er herauf aus dem selbstbewußten Gefühle heraus, daß ihm eine solche Kraft, die sich ins Uebersinnliche erstreckt, innewohnte. Zwei Monate vor seinem Tode schrieb er an einen Freund, wahrscheinlich an den Grafen Yorck-Wartenburg, daß er in seiner frühesten Jugend die Kirchhöfe in der Umgebung Berlins gleichsam zum Trotz aufgesucht habe, um erst recht an die Geisterwelt glauben zu können [2]). Er suchte das Grauen in der Natur, seinem Drange nach Ergründung des Uebermenschlichen folgend. Und diese äußerste Anspannung der seelischen Kräfte hatte bald ihre Folgen in der bekannnten Verdüsterung seines Gemütes [3]). „Wie andere durch das Uebermaß physischer Genüsse, so stürmte er mit selbstquälerischen Launen auf die Gesundheit des Körpers und der Seele ein“ [4]). Tieck befand sich in der Lovellstimmung, die er uns in den Vorberichten zu seinen Schriften mitteilt: „So wie Poesie das erhöhte Leben ist und sein soll, wie aus dieser Begeisterung nur die Tragödie hervorgehen und verstanden werden kann, so melden sich doch Zeiten und Stimmungen, die das Grauen des Todes, die Angst vor der Vernichtung erfassen, und mit wilder Erhitzung im Verzweifeln an Leben, Schönheit, Schicksal und Tugend, den Tod selbst mit der Kraft der Poesie abspiegeln und verkündigen wollen. Liebe, Schönheit, Glaube, Ordnung

---

[1]) Ludwig Tieck. Erinnerungen eines alten Freundes aus den Jahren 1825—1842. Von Hermann Freiherr von Friesen, Wien 1871, Bd. II, S. 47—48. Vgl. auch Haym, Die romantische Schule, Berlin 1870, S. 32 ff.

[2]) Sonntags-Beilage Nr. 20 zur „Vossischen Zeitung“ Nr. 227, 16. Mai 1886: Träume und Visionen in Ludwig Tiecks Leben und Schriften (nach ungedruckten Briefen Tiecks) von Dr. L. H. Fischer. —

[3]) Vgl. R. Köpke. Ludwig Tieck. Leipzig 1855, Bd. I, S. 99 ff.

[4]) Haym, a. a. O. S. 33.

und Heiterkeit erscheinen als die nichtigen, trügerischen Gespenster, die sich vor der Wahrheit, der Wirklichkeit, gleißend und mit nüchterner Heuchelei hinstellen; und diese sogenannte Wahrheit und Wirklichkeit verkündet sich als Vernichtung, als ungeheurer, leerer Abgrund, wenn sich jene Scheingestalten von ihm weggezogen haben."[1]) Abdallah und William Lovell gehen zugrunde an diesen Ideen und Stimmungen, Tieck selbst richtete sich wieder auf an seiner eigenen dichterischen Gestaltungskraft. Aber nahe am Abgrunde stand er, vor den Schlünden des Wahnsinns. Das sehen wir aus Köpkes Bericht und später aus den Briefen, die sein Freund Wackenroder an ihn gerichtet hat[2]).

Eine bedenkliche Gefahr war auch für ihn das Hineinversenken in die Mystik Jakob Böhmes. Er selbst hat im „Aufruhr in den Cevennen" geschildert, wie der Eintritt in diese geheimnisvolle, schwärmerische Welt auf das menschliche Gemüt wirkt: dämonisch vernichtend ergreift es alle Seelenkräfte, und nur mit äußerster Selbstüberwindung vermag sich der Mensch zum klaren Leben zurückzureißen. Er schreibt über seine damaligen Seelenzustände an Solger: „Ich erschrecke aber noch vor den Gedanken, die in mir aufgingen, indem ich mit aller Phantasie und dem redlichsten Herzen, ja meinem Hange zum Tiefsinn mich diesem Triebe, der wahre Leidenschaft geworden war, überließ; dazu gesellten sich nach einiger Zeit leidenschaftliche Zustände und unerwartete Erfahrungen an mir selber, und wie denn alles in uns, wenn es nicht geradezu Lüge ist, wächst und sich ausbreitet, daß es unseren eigenen Geist verschattet und verdunkelt, so kam es dahin, daß mein jugendlich leichter Sinn, meine Lust zur Poesie und an Bildern mir als etwas Verwerfliches, Verfehltes erschien ... Ich kämpfte schmerzhaft, da sich mir die heitere Welt und mein Gemüt so mit Finsternis bedeckte, die mir anfangs in

---

1) Schriften VI. S. VI.

2) Köpke, a. a. O. I. S. 99 ff. — Karl v. Holtei. Briefe an Ludw. Tieck. Breslau 1864. Bd. IV, S. 188 ff. vom 15. Juni 1792.

hellerem Glanze geschienen hatten"[1]). Durch einen „Akt der Willkür" versetzte er sich endlich wieder aus diesem Gebiete heraus.

Sein ganzes Leben hindurch hat dieser Dämon lauernd in seiner Brust gewacht[2]), wenn er auch nie wieder zu solcher vernichtender Freiheit gelangte wie in seiner Jugend; der Dichter war stärker geworden und bewältigte ihn leichter. Aber immer ist in ihm eine starke Neigung gewesen „zur Betrachtung der Verirrungen des Gemütes bis zur krankhaften Ueberspannung" [3]). Ich erinnere nur an die Geschichte von dem Wirtshaus, das sich wie wirklich vor seinen Augen enthüllt und plötzlich verschwindet, als er seine Braut 1798 von Tegel abholen wollte, ein Erlebnis, das er später in den „Abendgesprächen" wieder verwertet, ferner an die Geistererscheinung des verstorbenen früheren Bewohners der Etage, in welcher er schläft, im Hause seines Schwagers Alberti 1814 und an die Erscheinung der drei „halbverwesten Figuren mit blassem Antlitz" in Dresden 1828.

Und doch muß der gereifte Dichter, der sein ganzes Leben hindurch mit Anspannnng der höchsten Kräfte, die ihn beinahe in Wahnsinn rissen, die Erkenntnis des Unergründbaren zu erlangen suchte, mit müder Resignation in einem Briefe an Immermann wenige Wochen vor seinem Tode gestehen, daß es zur Erlangung des Glückes gehört, „daß wir die Unauflösbarkeit jener hohen Fragen uns ganz aus dem Sinne schlagen müssen, weil sie für unser irdisches Dasein ... nicht gehören"[4]).

Wie tief auch der Drang zur Verwertung des Dämonischen für künstlerische Gestaltung in Tiecks eigenem Blut begründet liegt, so läßt sich doch ein starker Einfluß von außen in dieser Beziehung nicht leugnen.

---

[1]) Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Leipzig 1826. Bd I, S. 539 ff. vom 24. März 1817.

[2]) Köpke, a. a. O. I, S. 140/41.

[3]) Friesen, a. a. O. II, S. 49.

[4]) „Voss. Ztg." a. a. O.

Es ist bekannt, wie sehr Tieck in unser deutsches Altertum eindrang und infolgedessen auch in unsere altdeutsche Mythologie. Er selbst gab mhd. Texte heraus, arbeitete sie um und behandelte mehrfach alte Sagen- und Märchenstoffe in freierer Weise, wie z. B. die Volksbücher. In seiner Veranlagung war es begründet, daß er überall dunkele Mächte in der Natur erblickte, auch unsere deutsche Mythologie kennt diese Gewalten, und so wurde sie von Einfluß auf die Entwickelung des Dämonischeu im jungen Tieck und übte später wiederholt Anregungen auf den reifen Dichter aus. Die Wasserdämonen, welche die Mythologie bald als häßliche Nixe, bald als liebliche Jungfrauen darstellt, locken den Menschen in ihr feuchtes Reich hinab und geben ihn nicht wieder frei. Aber auch zu den Irdischen hinauf steigen sie und leben mit ihnen in inniger Liebe, doch ist ihr Verhältnis meistens geknüpft an das Halten irgend eines Gebotes; wird dies gebrochen, so müssen sie den Menschen verlassen und Grauen und Vernichtung folgt dem Glück. Ebenso ist es mit den mythischen Gestalten der Elfen, auch sie ziehen den Menschen in ihren Bannkreis und umgarnen seine Sinne mit bannender Gewalt; doch bringen sie auch einer Gegend Segen und Fruchtbarkeit, können aber sehr leicht verletzt werden und dann Tod und Verwüstung verbreiten. Die Naturgeister sind also dem Menschen direkt feindlich gesinnt oder aber sie tragen selbst unter ihrer lieblichsten Gestalt, unter dem freundlichsten Gebahren etwas Vernichtungsschweres. Um ein Beispiel dafür anzuführen, daß Tieck diese dämonischen Gestalten auch in seine Dichtungen aufgenommen hat, verweise ich auf das dramatische Fragment „Das Donauweib", in dem die Wasserjungfrau Siglinde wiederholt mit ihren Nixinnen lockend und verfolgend auftritt, und auf das Märchen „Die Elfen", in dem die Geisterlein die liebliche Gegend verlassen: alles wird öde und die Menschen sterben, die ihr Gebot nicht geachtet haben. Diese Naturdämonen, die uns aus der deutschen Mythologie als Einzelgestalten gegenübertreten, werden bei Tieck zu elementarischen Mächten, die er selbst aus der Natur

empfindet, die er seinerseits wieder personifiziert hat als Waldweib im „Runenberg", als Hexe im „blonden Eckbert", als Frau Venus im „getreuen Eckart und Tannenhäuser" usw. Wenn wir auch oft eine direkte Uebernahme mythologischer Gestalten finden, so dürfen wir dies nicht als den einzigen Einfluß in dieser Beziehung betrachten, sondern wir müssen im allgemeinen eine Weiterentwickelung aus den Anregungen der Mythologie zu Ideen in Tiecks Innerem annehmen.

Ludwig Tieck wuchs in einer Zeit empor, in der das Publikum überschwemmt wurde von einer Unmenge Ritter-, Räuber- und Gespenster-Romanen. Als Folge von Goethes „Götz" und Schillers „Räubern" und dem „Geisterseher" verfertigte man fabrikmäßig Erzählungen, oft in dramatischer Form, die sich in mittelalterliches Gewand kleideten und in denen Schicksal und Grausen eine große Rolle spielten. Geistererscheinungen — wie in Cramers „Hasper a Spada"[1]) —, geheimnisvolles Walten böser Dämonen — wie in Spieß' „Hans Heiling" — machten den Leser gruseln. Tieck selbst verweist im Phantasus auf diese Gattung Romane[2]). Ueberhaupt lag in der ganzen damaligen literarischen Epoche ein starker Zug, das Walten geheimer Mächte — seien es nun geheime Gesellschaften oder überirdische Geister, oder auch ein dunkles Schicksal — darzustellen. Meistens rissen diese Gewalten den Menschen ins Verderben oder umdrohten ihn und kündeten Unheil. Wenn also der junge Dichter solche Elemente in der Literatur dargestellt fand, so war das ein Antrieb für ihn, es innerlich zu verarbeiten und Gleiches zu schaffen[3]). Schon in der Schule leitete ihn sein Lehrer Rambach zu derartigen Versuchen an. Geisterbeschwörungen, bei denen uns das Grausen aus der Natur entgegenschlägt und alle dunklen Elemente entfesselt zu sein scheinen, finden wir bei Tieck z. B. im Abdallah, William Lovell, Karl von Berneck usw.

---

[1]) Vgl. in diesem Roman z. B. S. 240 ff. 300; erschienen 1794.
[2]) Schriften IV S. 27 ff. Vgl. auch Köpke, a. a. O. I, S. 118 ff.
[3]) Vgl. H. Hemmer. Die Anfänge Ludwig Tiecks. Diss. Straßburg 1909, S. 18 ff, S. 26 ff.

Verweisen möchte ich auch kurz auf den Einfluß Shakespeares und Gozzis, die Tieck sehr früh kennen lernte. Hemmer hat in der angeführten Arbeit ausführlich darüber gehandelt[1]).

Eine stärkere Einwirkung mußte es natürlich auf ihn ausüben, wenn er in einem durchgeführten philosophischen System das Dämonische als reale Macht im Menschen und um ihn her dargestellt fand. Da ist es vor allem der tiefgehende Einfluß, den die Naturphilosophie Jakob Böhmes auf das Gemüt des jungen Dichters machte. Ederheimer hat in seiner Abhandlung[2]) den Einfluß dieses Mystikers auf Tieck dargetan, aber nicht genügend berücksichtigt, wie gerade seine Philosophie in Tieck die längst gehegten Ideen und Gefühle über ein dunkles Walten verderblicher Mächte in der Natur und im Menschen zu neuem Schaffen angeregt hat. Der Dichter schildert uns in einem Briefe an Solger[3]), wie er, unbefriedigt von aller Philosophie, „fast mit frevlem Leichtsinn zu den Mystikern, vorzüglich zu Jakob Böhme", gegriffen habe. Und dieser bemächtigte sich binnen kurzem aller seiner Lebenskräfte: „Der Zauber dieses wundersamsten Tiefsinns . . . beherrschte mich . . . so, daß ich von hier aus nur das Christentum verstehen wollte, das lebendigste Wort im Abbild der ringenden und sich verklärenden Naturkräfte." Er empfindet den furchtbaren Dualismus in dieser Philosophie, die dem „Bösen eine zu große Realität zuschreibt". Gewiß: nach Böhmescher Lehre ist ja Gut und Böse, Gott und Teufel aus demselben Urstoff hervorgegangen[4]). Alles war ursprünglich Göttliches, aber durch die Entzündung der bösen Qualitäten ist das Böse selbst zu einer realen Macht geworden. Ueberall schlummert das Böse unter dem Guten. Nach Böhme ist der Erde „Saft und Geist mit der höllischen

---

1) Vgl. auch E. A. Regener. Tieck-Studien. Diss. Rostock 1904.

2) E. Ederheimer. Jakob Böhmes Einfluß auf Ludwig Tieck. Diss. Heidelberg 1904.

3) a. a. O. I, S. 539 ff. vom 24. März 1817.

4) Jakob Böhmes sämtliche Werke, hrsg. von K. W. Schiebler, Leipzig 1831—47. — Mysterium magnum, Kap. V, 9 bezeichnet Gott direkt als Hölle.

Qualität" vermischt. Wie mußte das den jungen Tieck im Innersten ergreifen! Auch er sieht diese vernichtende höllische Qualität unter der Lieblichkeit der Waldeinsamkeit im „blonden Eckbert", in den blinkenden Steinen im „Runenberg", in der freundlichen Gegend, in der die Elfen wohnen. Besonders ist es das Erdinnere mit seinen geheimnisvollen Schätzen, die den Menschen anlocken und vernichten; denn sie sind nach Jakob Böhme die Wohnungen der gefallenen Geister; in ihnen liegt das Böse verborgen. Im „Aufruhr in den Cevennen" schildert Tieck den Sturz der gefallenen Engel durch Rovanals Mund fast mit Böhmeschen Worten. Die Geister, die sich gegen Gott erhoben, „erstarrten und versteinten" für ihre Tat. „Das sind die Klippen, die Steinfelsen, die tiefen Granitmassen, die tief bis zum Mittelpunkt der Erde reichen". Dort walten sie noch in ihrem „Zornfeuer", in ihrer „gallebitteren Bosheit" [1]). Ein ewiger Vernichtungskampf mit furchtbarer zwingender Gewalt und Kraft wird in der verzweiflungsvoll produzierenden Natur dauernd durchgerungen. Alles strebt empor zum Lichte, zur Erlösung, aber dämonische Mächte hauchen ihren Fluch in das ringende Leben und schmettern ihre Faust in das kreiseude Streben [2]). In allen Dingen ist Gutes und Böses, und gerade in diesem Kontrarium steht die Geburt alles Lebens, sagt Jakob Böhme [3]). Den Gedanken, daß sich alles in der Natur emporringen will zum Licht, zur Gottheit, die ihrerseits mit ihrem Liebewillen milde herniederleuchtet in das „Haus des Todes", in das „Finstertal", wie Böhme wiederholt die Erde nennt, finden wir bei beiden wieder.

Auch der Mensch steht unter diesem Fluche, der durch die dunkle zerrissene Schöpfung geht. Jedes Wesen hat in sich Gutes und Böses und in seiner Auswickelung: „indem es sich in Schiedlichkeit führet, so wird es ein Contrarium

---

[1]) Vgl. Tieck, Schriften XXVI, S. 283 im „Aufruhr in den Cevennen" und Böhme a. a. O. Aurora S. 91.

[2]) Vgl. Tieck XXVI, S. 283/84 und Böhme, a a O. Aurora S. 200.

[3]) a. a. O. Antistifelius II, § 53 S. 175.

der Eigenschaften, da eine die andere überwältigt"[1]). Wehe, wenn der Mensch in seinem Innern die Dämonen von ihren Ketten löst! Unbarmherzig vernichten sie ihn wie Golo in der Genoveva, wie William Lovell. Wehe, wenn er ihnen in ihrem Reiche entgegentritt: in der Natur, in ihren dunklen Schlünden, ihrer lockenden Schönheit und Einsamkeit! Aber auch wehe denen, über die ihnen Macht gegeben ist von einer willkürlichen Gewalt: ein ehernes unerbittliches Schicksal schwebt über ihrem Dasein, dem zu entrinnen sie ein verzweifeltes Ringen entfesseln. Wie oft spricht Jakob Böhme von dem Sternenglauben! Es gibt ein Schicksal, das über dem Menschen waltet; auch hier fand Tieck ihm Verwandtes in seinem Philosophen, und sicherlich ist dieser von Einfluß gewesen — um nur ein Beispiel herauszuheben — auf die Gestaltung von Golos Ideen über das verderbenschwere Verhängnis, das in den Sternen stehen soll.

Im „Aufruhr in den Cevennen" können wir lesen, wie heftig der Einfluß Jakob Böhmes auf Tiecks innerliches Erleben gewesen ist. Die Wandlungen in den Ideen des alten Pfarrers sind zum Teil Tiecks eigene Erfahrungen, wie wir aus des Dichters Mund wissen[2]). Er schildert uns, wie aus der Aufklärung heraus der Eintritt in Böhmes Wunderwelt wirkt. Er selbst war in Berlin in der trockenen poesielosen Aufklärung, die kein Verständnis für eine gemütvolle Religionsauffassung hatte, groß geworden. Und nun drang Jakob Böhmes tiefinnerliche Mystik in sein fühlendes, verlangendes Herz. Aber das schwärmerische Versenken in Gott trägt eine furchtbare Gefahr in sich: „je heller sich der Liebesbrand" im Menschen „entzündet, je dunkler brennt auch das Verworfene in ihm" [3]). Diese Stelle, auch wörtlich ganz an Böhme anklingend, deutet an, wie gewaltig Tieck die neuen Ideen ergriffen haben und wie in ihm beim Hineinversenken in Böhmes Lehre die eigene dämonische Gewalt erwacht ist, drohend, ihn zu vernichten. Wiederholt weist er auf die

[1]) Böhme, Gnadenwahl. Kap. VIII, § 8.
[2]) Köpke, a. a. O., S. 50 ff. S. 152 ff.
[3]) Schriften XXVI. S. 312. 293/94.

große Gefahr hin, die in der Macht dieses „Ungrundes, der Urkraft, des Nichts“ liegt[1]). Auch in die anderen Mystiker, besonders in Tauler, vertiefte er sich, und noch im Jahre 1839 gibt er im „Schutzgeist“ eine gleiche Schilderung von den erschütternden Seelenzuständen dieses Philosophen, als ihm die Erkenntnis der Wahrheit aufging, wie er sie selbst erlebt hat[2]).

Ludwig Tieck hatte Jakob Böhme entdeckt und suchte seine Freunde und seinen ganzen Kreis für ihn zu begeistern. Auch Schelling vertiefte sich in die Lehre dieses Philosophen. Von Einfluß war auf ihn die Annahme Jakob Böhmes, daß Gott sich aus dem ursprünglichen potentiellen Unbewußtsein, aus dem vernunftlosen Urwesen zum Bewußtsein, zur absoluten Vernunft entwickelt. Alle Kräfte schlafen in diesem Chaos bewußtseinslosen Lebens; sie erwachen und scheiden sich in Göttliches durch Entzündung der „guten Qualitäten“ und Nichtgöttliches durch Entzündung der bösen Qualitäten: so wirken dauernd im Universum entgegengesetzte Kräfte ineinander, und das ist nötig zur Erhaltung allen Seins, ist Vorbedingung für das Werden des Alls. Schelling überträgt diese Entwickelung des sich bewußtwerdenden Gottes auf seine Naturphilosophie. Nach ihr ringt sich die ursprünglich auch bewußtseinslose Natur durch verschiedene Prozesse empor. Dies Fortentwickeln wird erklärt durch die Annahme sich entgegenstrebender Kräfte, die bereits Kant bezeichnete als die Repulsiv- und Attraktivkräfte. Also durch die Natur geht eine notwendige Dualität, ein dauernder Widerspruch und infolgedessen Kampf. Es ist erklärlich, wie stark die Schellingsche Naturphilosophie, die ja den Geist in die Natur hineintrug, die ihn heraufdämmern ließ zum Bewußtsein, auf einen Dichter wirkte, der selbst in der Natur überall seine Stimmungen und Seelenzustände sah. Und auch seine Anschauung über das Dämonische fand neue Nahrung in der Lehre von den sich dauernd widerstreitenden Kräften in der Natur, in allem Leben, das ja erst erstand durch diesen ewigen Wider-

[1]) Schriften XXVI. S. 313.
[2]) Schriften XXV. S. 30 ff.

spruch im Werdenden. Schelling bezeichnet das Leben als Brücke zum Tode, und er sagt: „. . . Daher das Schwanken der Natur zwischen entgegengesetzten Zwecken, das Gleichgewicht konträrer Prinzipien zu erreichen, und doch den Dualismus, in welchem allein sie selbst fortdauert, zu erhalten, in welchem Schwanken der Natur, wobei es nie zum Produkt kommt, eigentlich jedes belebte Wesen seine Fortdauer findet“ [1]). Aber bei Tieck sind doch mehr dunkle Mächte herrschend und halten die emporstrebenden Kräfte nieder. Treffend bemerkt R. Haym: „. . . Während diese“ — Schellings Naturphilosophie — „den Geist der Natur zu hellem Bewußtsein zu entbinden und damit das Grauen vor der Natur zu verscheuchen suchte, so beruht der Effekt jener Poesie“ — der Tieckeschen — „gerade umgekehrt auf der Zurückverwandelung des Vernünftigen, Geistigen in die dumpfe Unbewußtheit der Natur“ [2]). Tieck blieb eben befangen in seiner dunklen Naturauffassung. So wurde denn ein Schüler Schellings, Henrik Steffens, von weit größerer Bedeutung für die Entwickelung des Dämonischen in unserem Dichter.

Steffens offenbart uns in seinen Lebenserinnerungen, nachdem er über das Grauen, das ihm die Tieckeschen Märchen mit ihrem „Natur-Fatalismus“ eingeflößt haben, berichtet hat, wie er selbst Tage und Nächte verlebte, „von grauenhaften Träumen verfolgt“, und fährt dann fort: „. . . Eine ähnliche dunkle Verlockung ruhte in meinem Innersten, und die dämonischen Kräfte, die sich hinter Uebermut und Leichtsinn verbargen, traten lockend hervor . . .“ [3]) Ihm war die Natur ein ewig verschlingendes und ewig widerkäuendes Ungeheuer, wie R. Haym berichtet [4]). Ein Philosoph, der selbst so — wie auch einst Ludwig Tieck — das Dämonische

---

[1]) Schelling, sämtliche Werke 1857 I 2 S. 494; vgl. auch ebenda S. 501 und 514. Desgl. Erwin Kircher, Philosophie der Romantik. Jena 1906, S. 275—77.

[2]) a. a. O. S. 362.

[3]) Steffens, Was ich erlebte. Bd. IV, S. 269 ff., vgl auch Bd. III, S. 23; desgl. aus Schellings Leben, Breslau 1840, Bd. I, S. 306, 308.

[4]) a. a. O. S. 622.

empfunden hat, war naturgemäß ein guter Interpret dieser dunklen Macht. Sein philosophisches System bringt keine Neuerungen in naturphilosophischer Beziehung in bezug auf seinen Lehrer Schelling; wohl hat er dessen Philosophie einen lebendigeren Ausdruck geliehen, eine geistvolle Vertiefung geschaffen in seinen „Beiträgen zur inneren Naturgeschichte der Erde". Sein stärkerer Einfluß auf Tieck beruht vielmehr in seiner eigenen Persönlichkeit und in der persönlichen Interpretation des Dämonischen. Tieck lernte ihn 1799 in Berlin kennen, im selben Jahre, in dem er auch zu Schelling in Jena in ein näheres Verhältnis trat. Steffens wurde von seiner verzweiflungsvollen Naturauffassung befreit durch die Bekanntschaft mit Schelling und dessen Lehre vom Emporringen der Natur zum höheren Bewußtsein. Aber oft klangen seine ursprünglichen Naturanschauungen in seiner Seele nach, und als er 1801 fast täglich mit Tieck in Dresden zusammentraf, tauschten die Freunde oft ihre Ansichten über die dunklen Geheimnisse der Natur und der menschlichen Seele und ihre Wechselbeziehungen zueinander aus. Tieck hat Steffens einmal gestanden, wie uns dieser in seinen Lebenserinnerungen mitteilt[1]), daß sein schauervolles Märchen vom Runenberg entstanden ist aus persönlichen Anregungen seines Freundes in jenen Tagen. Es sind die Stimmnngen, die Steffens schildert, die ihn überwältigt haben, als er nach langer Zeit wieder seinen Geburtsort betritt: „. . . diese geheime Sehnsucht nach den verschlossenen Geheimnissen der wilden Gebirge . . .", das Grauen, das über der zerklüfteten Gegend schwebt und aus dem Innern der Berge dämonisch lockend hervorschleicht.

Andere Schüler Schellings übertrugen sein naturphilosophisches System auch auf das Gebiet der Psychologie. Und das war sehr erklärlich; denn „galt die Natur als bewußtlose Intelligenz, so mußte der Uebergang von ihr zum Bewußtsein zuletzt in jener dunklen Region des geistigen Daseins gesucht

[1]) Steffens, a. a. O. III, S. 23.

werden, welche dem bewußten Vernunftleben in uns zugrunde liegt. Vom Standpunkte der Naturphilosophie aus mußte sich daher für die Psychologie das Bestreben geltend machen, diese Nachtseite der menschlichen Psyche, diesen unbewußten Untergrund des bewußten Lebens eingehend zu erforschen und ihn als den wahren Uebergang der organischen Natur in das vernünftige Dasein zu begreifen"[1]). Solche Tendenzen finden wir bei Carus, Burdach und vor allem bei Schubert. Dieser untersuchte besonders die Erscheinungen des Somnambulismus, diesen geheimnisvollen Zustand halb bewußten und halb unbewußten Handelns in seinen Schriften über die „Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" und mehr noch in seiner „Geschichte der Seele". Befruchtend mußten diese philosophisch durchgeführten Lehren auf Tieck sein, dessen Ansicht es schon immer war, daß „zwischen Wahnsinn und Vernunft eine überaus schmale, oft kaum bemerkbare Grenzlinie hinlaufe"[2]), daß der Mensch im Halb- oder Ganzwahnsinn die Natur am tiefsten erfasse, überhaupt die Geheimnisse der Welträtsel, also dann, wenn in ihm das Dämonische waltet; im Grauen erkennt der Mensch das Grauen um sich her. Allen seinen Naturmärchen liegt der Gedanke zugrunde, daß im Menschen selbst eine dunkle Macht erwacht ist, die ihn in den Untergang hineinreißt; es sind dies dämonische Gewalten, die ihre Herrschaft im Gebiete des Unbewußten haben. Gerade aus der Idee heraus, die Natur als geistig interpretieren, ihren Uebergang, ihren Zusammenhang mit dem Geiste darstellen zu wollen, hat Tieck Gestalten geschaffen, die solche Erlebnisse in ihrem Innern haben und daran zugrunde gehen. Mit dämonischer Macht ist die Idee im Menschen emporgestiegen, einzudringen in die Geheimnisse der Natur. Der Mensch kehrt sich vom Menschen ab und sucht den Geist in der Natur, „wo er als organisierende Vernunft, nicht als Selbstbewußtsein ist . . . . Die elementarischen

---

[1]) Windelband, Geschichte der neueren Philosophie, 4. Aufl. 1907, Bd. II, S. 256.

[2]) Friesen, a a. O. II, S. 67.

Allgemeinheiten heucheln dem zerrissenen Gemüte eine Verwandtschaft, die ohne wirkliche Sympathie ist . . . Die Natur täuscht den Menschen, sie scheint nur für ihn zu empfinden, ist aber an sich für ihn fühllos, und je mehr sie dies ist, umso greller wird die Verzweiflung, sie als geistig zu interpretieren" [1]). Ich verweise auf die Seelenzustände Abdallahs, William Lovells.

Im Jahre 1808 veröffentlichte Schubert seine „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft". Ich will nur zwei Stellen anführen, um klarzutun, wie sehr die darin enthaltenen Anschauungen über die dunklen Mächte in der Natur mit denen Ludwig Tiecks übereinstimmen. William Lovell sagt einmal: „Ich erinnere mich aus meiner Kindheit, daß uns die weite Natur mit ihren Bergen in der Ferne, mit dem hohen gewölbten blauen Himmel . . . wie mit einem gewaltigen Entsetzen ergreifen kann; dann streift der Geist der Natur unserm Geiste vorüber . . . und es ist, als wollte . . . das Wesen unverkleidet hervortreten und sich zeigen, das unter der Masse verborgen liegt und sie belebt . . ." [2]). Und Schubert schreibt in seinen „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft": „. . . auch oben auf dem einsamen Berge, mitten in der stillen, nur von unendlich vielen Sternen erleuchteten Nacht, ergreift uns wohl je zuweilen jenes Gefühl von Schrecken und großer Finsternis . . ." [3]).

Wir finden also das Dämonische in Ludwig Tieck vielfach selbst wieder und konnten auch feststellen, wie durch natürliche Veranlagung seine Anschauungen vorbedingt und durch äußerlichen Einfluß geläutert und gestärkt wurden. Es liegt mir fern, nachweisen zu wollen, wie in den Werken nun gerade dieser oder jener Einfluß sich geltend macht; das wäre

[1]) Rosenkranz, Ludwig Tieck und die romantische Schule, in den Halleschen Jahrbüchern von 1838, S. 1293.

[2]) Schriften VI, S. 346.

[3]) a. a. O. erschienen 1818, S. 6; vgl. ebenda S. 100, auch an Jakob Böhme erinnernd: „Die einzelnen Elemente dieser Welt, könnte man also sagen, suchen und erstreben sich gegenseitig, nach dem Gesetz des Todes zum Tode . . ."

übrigens unmöglich: wohl kann man an dieser oder jener Stelle sagen, das klingt an die deutsche Mythologie oder an Jakob Böhme usw. an, doch, ob nun gerade dies an der Stelle Anstoß war für die eigentliche Darstellung des Dämonischen, ist nicht zu sagen, weil das Dämonische an sich eine im Dichter gewordene Anschauung, ein eigenes Leben und Erleben ist, das seine Gestaltungskraft zum Ausdruck bringt. Ich erinnere nur an die Charakterdämonie oder an das Dämonische, welches den Menschen als unheimliche, unfaßbare Macht umgibt. Wo sollen wir dafür eine Vorlage finden? Höchstens im Dichter selbst, in seiner Anschauung, wie sie in ihm geworden ist aus Anlagen und Fortentwickelung durch Einfluß der angeführten Elemente. Die Naturdämonie wäre schließlich das einzige, das man etwa auf die beeinflussende Philosophie zurückführen könnte, aber wir finden naturdämonische Anschauungen auch schon in allerfrühesten Werken des Dichters, die er schrieb, als er die einzelnen philosophischen Systeme noch nicht kannte. Ich verweise nur auf Abdallah, der 1791—1792 entstanden ist. Man kann hier also auch nur von einer Verstärkung, Läuterung der Anschauungen sprechen, über deren innere geheimnisvolle Wandlungen in der Brust des Dichters wir nichts wissen. — Das Dämonische ist eine Idee, die wirkt. Wir haben gesehen, wie stark sie in Tieck selbst war, wir werden sehen, wie stark sie in seinen Werken sich ausprägt.

B. Das Element des Dämonischen in den einzelnen Dichtungen.

Wir wollen zunächst das Dämonische betrachten, wie es Ludwig Tieck in der Natur sieht und in ihren Beziehungen zum Menschen, von diesem übergehen zur Betrachtung der dämonischen Mächte, wie sie überall den Menschen umlauern in Gestalt eines verhängnisvollen Schicksals und zum Schluß die dämonischen Gewalten behandeln, die im Menschen selbst schlummern und entfesselt werden können, wie sie sich steigern bis zu einem verblendeten Spiel oder stolzkühnem Herausfordern der dunklen Mächte um uns oder in uns selbst.

Wir haben gesehen in den vorausgehenden kurzen Hinweisen auf das Entstehen und Fortentwickeln der Idee des Dämonischen in Tieck, daß gerade die Naturphilosophie ihm starke Anregungen für seine eigenartige dunkle Ansicht über das Wesen des Universums und seiner Bewohner gegeben hat. Also vor allem fand er bei seinen Lehrmeistern die dämonischen Gewalten der Natur interpretiert. Allerdings, auch er selbst hatte Stimmungen in der Natur erlebt, die ihn beinahe in den Abgrund des Wahnsinns rissen, wie es mit so vielen seiner Gestalten geschieht, die sich der verderbenschwangeren Natur nahen. In Berlin machte er oft einsame nächtliche Spaziergänge vor die Tore der Stadt, um die Grauen und Schrecknisse der Nacht auf sich wirken zu lassen. Auf verlassenen Friedhöfen irrte er umher und rief Gespenster und den Teufel herbei, um sich selbst nur recht in Grauen einzuhüllen, das die finstere Nacht und die toten Gräber in ihm erregten. Durch die einsamen märkischen Heiden schweifte

er umher, und die unendliche Einöde, die Leere in der Natur, die er in seinen Dichtungen so oft als furchtbar schildert, drückte seinem Empfinden unauslöschliche Merkmale auf. Auch das Dämonische der lieblichen Natur empfand er tief in seinem Innern, als er in Halle, auf der Höltybank sitzend, in mancher Nacht emporträumte in den bannenden Mondschein, bis das Grauen aus dem glänzenden Strome und aus dem raschelnden schwarzäugig glotzenden Gesträuche sprang[1]).

Die Natur in ihrer überwältigenden Allumfassenheit, wie sie Tieck in seinem Gedichte „Phantasus" entgegentritt, hat etwas Grauenerregendes in sich. Pan, der Allerhalter, stellt sich ihm plötzlich dar, und ein „mächt'ger Schauder" faßt ihn an. Das ist der Eindruck der Natur in ihrer gewaltigen Gesamtheit, und so überwältigen den Menschen oft ihre Wunder der Schönheit und wilden Zerstörung.

Im hohen Gebirge hohnlacht das Grausen von zackigten Felsen und durch zerklüftete Schluchten. Im Abdallah haust Mondal, ein grauer Greis, in einer weltabgestorbenen hohen Felseneinöde. Er verkürzt sich die Zeit, indem er „mit dem Grausen und dem Schauder spielt". Und alle schwarzen Felswände hallen diese Schauder wieder, er „grinst so kalt und tot wie die Felsen umher". Es ist der Geist der fürchterlichen Natur, die um ihn ist. Wie ein wilder Angstschrei über das Dämonische in der Natur zittert die hoffnungsleere Philosophie Omars, die er auch Abdallah eingiftet, durch diesen Roman hindurch. Nach einem ewigen unveränderlichen Schicksal werden und gehen alle Geschöpfe, ein Hauch vernichtet den anderen in der Schöpfung. Durch alle Tiefen der Natur vom ersten Urstaub an bis hinauf zum Menschen wirkt eine verhängnisvolle Macht, die alles treibt nach ihrem Willen.

Die erhabenen Berg- und Felsenmassen sind nur das Werk der bösen Geister, ein Trotz gegen den Himmel. Dieser Gedanke ist angedeutet im „jungen Tischlermeister" und

---

[1]) Vgl. Köpke, a. a. O I, S. 139 ff.

stärker durchgeführt im „Aufruhr in den Cevennen“: Die Klippen und Felsen sind nur „das Fleisch und Gebein“ der Uebermütigen, die sich einst gegen Gott erhoben. Also in der Natur liegt das Böse gebannt und wirkt in ihr. Ein urewiger Fluch ist über sie ausgegossen und wirkt in dem, was sie schafft: „Er gießt sich als Lichtbrand in das Gebein der schnaufenden Löwen und Tiger, und braust im Wasserfall, der die Berge zertrümmert, und lechzt im Feuerquell, der sich gierig zum Strom herausfrißt und Wälder und Fluren, wandelnd mit seinem Bruder, dem Sturm, hineinschlingt und lachend das vorige Dasein als tote, nüchterne Asche von sich speit“[1]).

Das ist das Dämonische, das in der Natur in finsterer Abgeschlossenheit wirkt, ohne in Beziehung zum Menschen zu treten, das Dämonische, durch das die Natur sich selbst in Grauen hüllt oder vernichtet.

Aber selbst unter dem Lieblichsten in der Natur schlummert dies Grauen und wirkt verborgen vor den Blicken der Menschen. Sie ist, wie Novalis in den „Lehrlingen von Sais“ einmal sagt, „eine furchtbare Mühle des Todes“. Balder ahnt die Schrecknisse, die dem irdischen Auge nicht offen mehr sind: „Könnten wir der Natur ihre Verkleidung wieder abreißen, . . . wir würden ein Entsetzen finden“[2]). Verzweifelt ruft Abdallah aus beim Anblick eines herrlichen Frühlingsmorgens: „Nur Tod brütete in dieser unendlichen Pracht? —“[3]).

Tritt nun diese Natur, die schon in sich gegen sich selbst Grauen verbreitet und Vernichtung brütet, einem fremden Elemente, das sich hineindrängt in ihre dunklen Geheimnisse oder verblendet naht, entgegen, so müssen sich alle ihre verderblichen Kräfte entzünden zur Vernichtung dessen, das in ihre wilde Zerrissenheit hineintaumelt.

---

[1]) Aufruhr in den Cevennen. Schriften XXVI, S. 283/84.
[2]) William Lovell. Schriften VI. 147.
[3]) Schriften VIII, S. 45.

Das Grauenhafte der Waldeinsamkeit schildert die alte Mechthilde im Märchen vom Blaubart [1]). In der fürchterlichsten Einsamkeit eines dicken Waldes liegt ein Försterhaus, in der Nähe ist ein „grauer, stillstehender See, um den uralte verwitterte Weiden stehen" [2]). Den Menschen ist es verboten, dies unheimliche Wasser zu sehen, und als sich ein Kind des Försters in die Nähe wagt, „da kocht das Wasser und wird schwarz und immer schwärzer; . . . und drei blutige, ganz blutige Hände tauchen sich hervor und weisen mit dem roten Zeigefinger nach dem Mädchen hin". – Tiefstes Grauen liegt in der Natur verborgen, fürchterliche Mächte schlummern in ihrem Schoße und wachen auf, den Menschen zu ängstigen und zu quälen. Im Fortunat schildert Tieck eine Szene in unterirdischen Gewölben, im „Fegefeuer des heiligen Patricius" [3]): Fortunat hat sich hineingedrängt, um die Schauder, von denen er gehört hat, kennen zu lernen. Aber wie Ibsens Peer Gynt verzweifelt um sich schlägt und den Krummen nicht treffen und seiner Umarmung nicht entrinnen kann, wird er festgehalten in den unheimlichen unterirdischen Gängen und schreit verzweifelt nach dem Ausgang aus der Finsternis. Das ist das dämonisch Bannende in der unterirdischen Gebirgswelt: Die Natur ist lebensfeindlich, sie will in ihrem toten Grauen nichts Lebendes dulden. — Wehe dem, der es wagt, ihre innersten Geheimnisse, den Zusammenhang ihrer schaffenden Kräfte enthüllen zu wollen! Alle Schrecknisse schleudert sie dem kühnen Eindringling entgegen. Abdallah tut einen Blick in ihre Tiefen und er kann nicht Worte finden für das Grauen, das seine Sinne umstürmt: Donner umbrausen ihn aus zusammenspringenden Felsen, dann umschließen ihn tote feuchte Wände und entsetzliche Einsamkeit, dann wieder hallen die Gewölbe und Hohngelächter umbraudet ihn. Er zerfleischt sein Gesicht in wilder Angst: Feuer fährt wütend auf; der Leichnam seines Vaters, gräßlich

1) Schriften V, S. 128/29.
2) All dieser Motive bedient sich neuerdings Maeterlinck.
3) Schriften III, S. 169 ff.

geschwollen, reckt sich ihm entgegen. Mit fürchterlichem Donner gibt ihn endlich die in ihrem Grauen wühlende Natur frei[1]). Auch als er sich zum zweiten Male ihren Geheimnissen naht, da bietet sie all ihre Schrecknisse von neuem auf: unergründbare Stille und qualvolle Finsternis legen sich pressend um seine Sinne.

Aber auch den, der nicht freventlich in die dunklen Geheimnisse der Natur eindringen will, auch den, der sich nur in ihre Schrecknisse und Wildheiten verirrt, stößt sie zurück mit ihren Schaudern. Wie William Lovell in den piemontesischen Bergen von Räubern gefangen gehalten wird, da ergreift ihn mit gewaltigem Schrecken das Gefühl der Einsamkeit. Wüster Rauch liegt auf den fernen Höh'n, grauenvolle Dämmerung brütet in den Schluchten, die Finsternis vereinigt alles zu einem unübersehbaren Chaos. Die Welt sieht ihm aus „wie eine ehemalige Erde, die soeben in Zertrümmerung begriffen ist, — und wir werden unbemerkt mitverschlungen“[1]). — In dem Trauerspiel „Leben und Tod der heiligen Genoveva“ treibt Golo seine zerrissene Seele hinein in die Schrecken der Natur; dort tritt ihm ihre ganze Wildheit am gewaltigsten entgegen in den zerklüfteten Felsen und dem brausenden Waldstrome, im wilden Rauschen der Wälder, in den Bildern der Nebelwolken im Monde, in der finsteren Nacht, die „mit ernstem Angesicht hoch in den Himmel aufgerichtet ist“. Er fühlt, daß der Mensch in Ketten der Natur geschlagen ist, aus denen es kein Entrinnen gibt:

„Sieh', wie die Geister aus den Bergen zu uns dringen,
Wie Himmel und Erd' in ihrer Gewalt uns hegen,
Die Sternenkreis' um uns Gewinde legen,
Allseitig in Ketten der hohen Natur geschlagen,
Welche Kraft will sich durch all' die Netze wagen?“ —[2])

Die nächtliche wilde Natur treibt ihn bis an die Grenze des Wahnsinns; sein Schuldgefühl wird doppelt stark; er will es

---

[1]) Schriften VII, S. 230.
[2]) Schriften II, S. 230.

abwälzen auf den Diener Benno, und in rasender Verzweiflung packt er ihn und stürzt ihn in den Abgrund hinab.

Nachdem Edmund im „Aufruhr in den Cevennen" sich zum Camisarden bekehrt hat, irrt er ins einsame zerklüftete Gebirge. Die furchtbare Wildheit und Oede der Natur umnachtet dämonisch alle seine Sinne: „Da war kein Gott, kein Geist mehr, da war nur Albernheit, Wahnwitz, Fratze in allem, das kreucht, schwimmt und fliegt". „Vernichtung, totes Nichtsein schienen mir einzig wünschenswert und edel" [1]). Wie Christus in der Wüste, mit dem er sich selbst vergleicht, in grenzenloser Einöde versucht wird von der Macht des Bösen, so kommen auch hier in der wilden Einsamkeit die Dämonen der Vernichtung über Edmund und suchen ihn hinabzureißen in ihr hohnlachendes Verderben; aber er findet den Rückweg mit „Hilfe des Erbarmenden". Direkt als das Böse, als reale Macht, im Gegensatz zu Gott, wird hier die wilde Natur aufgefaßt, die des Menschen Seele verderben will.

„Selbst die schönste Gegend hat Gespenster, . . . sie kann so seltsame Ahndungen, so verwirrte Schatten durch unsere Phantasie jagen, daß wir ihr entfliehen . . . möchten," sagt Tieck in den verbindenden Gesprächen zum Phantasus [2]). Den blumendurchwirkten Rasen mit seinen glühenden Rosen und glänzenden Lilien bezeichnet er als „Teppich des Todes" [3]). Wer sich hineinversenkt in die unendliche Schönheit der Natur, den ergreift wohl zuweilen eine unaussprechliche Wehmut, wenn er dem Zuge der Wolken nachsieht, wenn ihn die lichte „Bläue des Himmels anblickt". „Die Lieblichkeit und Fülle der herrlichen Natur" ergreift ihn so, daß er sich „wie der Geist der Natur, über Berg und Tal" ausgießen möchte. Dieses Locken der Natur, daß doch niemals das Gefühl mit voller Glückseligkeit füllt, nicht in dem Maße, wie sie es geweckt hat, trägt etwas Dämonisch-Vernichtendes in sich. Das

---

1) Schriften XXVI, S. 171.

2) Schriften IV, S. 128.

3) Tiecks Werke, hrsg von G. Klee 1892. Im Bibliogr. Institut Leipzig und Wien. — Bd. I. Ged. Nr. 25.

Gefühl, das so hohen Schwung genommen hat, sinkt zurück in endlose Wehmut, in verzehrende Tatenlosigkeit. Das empfindet der Tannenhäuser im „Märchen vom getreuen Eckart und dem Tannenhäuser", wenn er sagt: „. . . welche unaussprechliche Sehnsucht mich plötzlich ergriff, und wie es mich in Banden hielt und fortführen wollte, wenn ich dem Zuge der Wolken nachsahe . . ." usw.[1]).

Ludwig Tieck ist der Erwecker der Mondscheinpoesie, die in der durchglänzten Zaubernacht das Dämonische ergründet. Alle unsere Sinne liegen wie gebannt im weichen Atem der Natur, und „Geister schweifen sacht durch die grüne Nacht". Bekannt sind die Worte, die die Romanze im „Kaiser Oktavian" spricht: „Mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält . . ."[2]). Und in solchen Nächten darf sich der Mensch nicht hineinversenken in die bezaubernde Schönheit der Natur: Dämonische Mächte saugen sich fest in seiner Seele. In solchen Nächten wird selbst die sittenharte Genoveva weich gestimmt. Sie hört die Liebesworte Golos milde an, „die in der stillen Nacht ihr Ohr bezaubern"[3]). Sie verrät seiner Pflegemutter ihre heimliche Neigung zu ihm in betauter Mondnacht: „die ganze Welt war hinterm Mond verschlossen"[4]); sie tritt hinaus in den zauberischen monddurchglänzten Garten und schwelgt mit Golo in den Schönheiten der Nacht; sie kann ihm nicht zürnen wie sie möchte, Golo läßt sich hinreißen von leidenschaftlicher Glut und fordert Liebe von ihr, sie weist ihn zurück und Golo wird dadurch auf den Weg geschleudert, den er nun in Schändlichkeiten geht, bis er selbst zugrunde gerichtet wird. Die Mondscheinnacht hat ihre dämonisch-bannende und -vernichtende Gewalt geübt[5]).

---

[1]) Schriften IV, S. 202.
[2]) Schriften I, S. 33, 34.
[3]) Schriften II, S. 74.
[4]) Schriften II, S. 30.
[5]) Aehnliche Anschauungen über das Dämonische der Mondscheinnacht finden wir schon bei Shakespeare. Vgl. Othello V, 2; als Othello den Mord des Rodrigo hört, gibt er dem Mond die Schuld: „Das hat wahrhaftig nur der Mond verschuldet;" . . . er „macht die Menschen rasend." — Den großen Shakespeareverehrer Tieck haben solche Äußerungen sicher beeinflußt.

Selbst mit plötzlichem Grauen kann die Schönheit der Natur über den Menschen sich ausgießen. Sie erscheint ihm in ihrer überwältigenden Fülle als Pan, als das All, wie im Phantasus, und Schauder rütteln am menschlichen Herzen, das sich weit öffnete, um in trunkenen Zügen ihre Herrlichkeit einzusaugen.

Immer und überall sind wir umgeben von täuschenden Geistern der schön scheinenden Natur. Wenn uns ein Zufall in ihre Arme wirft, klammern sie uns fest an sich zu unserer Angst und Qual. William Lovell kommen die „Blumen und Kräuter, die Pflanzen, von denen sich der Mensch nährt, wie verführerische Winke, wie bunte Nichtswürdigkeiten" vor [1]). Unversehens üben die Naturmächte ihre dämonische Gewalt aus. Im „Donauweib" naht sich Albrecht und später sein Diener Herzbold der leuchtenden Donau: plötzlich tauchen Nixen empor, „nackt, wiegend und tanzend", und locken in ihre Flut. Als Siglinde, das Donauweib, die personifizierte Wassergewalt, unvermutet herauffsteigt, da schwindeln dem Albrecht die Sinne, und dämonisch zieht's ihn hinab: „... wie mich das Wasser ruft — wie mich der Strom anschaut ..." [2]) — Auch direkt grauenvoll, vernichtend wirkt die wundervolle Natur gegen ihr zufälliges Opfer. Der junge Baron Linden wird in tiefer Waldeinsamkeit gefangen gehalten. Er liebt die tiefe Stille und den Frieden der Natur, aber er lernt auch das Furchtbare kennen, das sie zeigen kann. „Die Waldeinsamkeit . . . hat mich so zugrunde gerichtet," ruft er aus, als er nach langer Zeit befreit wird [3]), und er gesteht zu, daß er fast wahnsinnig geworden" wäre. —

Bisher haben wir immer nur gesehen, wie die Natur gegen den Menschen momentan wirkt. Wenn er sich aus ihrer zwingenden Nähe entfernt hat, so kehrt ihm die Ruhe wieder. Diese augenblickliche Wirkung auf das Gemüt ist leicht zu erklären aus persönlichen Gefühlszuständen des

---

1) Schriften VII, S. 119.
2) Schriften VIII, S. 208.
3) Schriften XXVI, S. 561: „Waldeinsamkeit".

betreffenden Empfindenden. Der Mensch legt hier mehr seine Anschauungen hinein in die Natur und empfindet seine eigene Qual und Angst, seine eigene Gebundenheit der Sinne, sein eigenes Grauen in der Natur selbst. Das hat Tieck einmal selbst gesagt durch den Mund des alten Labitte im Hexensabbath: „Freilich liegen alle Wunder, folglich auch die des Grausens, in unserem Innern“ [1]). Ueberhaupt kennt Tieck viel Wechselbeziehungen von Mensch und Natur, nimmt er einen engen Zusammenhang an zwischen den Rätseln der Menschenbrust und den Rätseln der schaffenden Natur. Die Zukunft liegt in den Sternen geschrieben, überall wirkt dieselbe Kraft: „Ich finde die Gestirne in mir und im Abgrunde wieder, unser Herz zieht die Liebe der Geister an sich und so mögen wir im großen Spiegel Vergangenes und Künftiges wahrnehmen“ [2]). Nun betrachtet Tieck aber die Natur als ein in sich selbst Wirkendes, wie wir im ersten Abschnitt dieses Teiles gesehen haben. Daher läßt er sie auch auftreten als personifiziertes Wesen, als handelnd, als lebend mit Menschen und sie verfolgend. Hier ist es nicht nur die gesteigerte Einbildungskraft einer Persönlichkeit, die das Dämonische empfindet, sondern es wandeln wirkliche Wesen mit dämonischen Kräften durch die Dichtungen. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß auch die Seelen der einzelnen Gestalten selbst zerrissen sind, von Dämonen beherrscht, die den Menschen von innen heraus in Wahnsinn und Verderben treiben. Meistens tritt die dunkle Naturmacht als Person auf, aber es ist durchaus nicht immer der Fall: im „Donauweib“ z. B. blickt die verfolgende Naturdämonie aus jedem Glase Wasser; das Gold und die Erze haben oft eine solche angreifende Macht.

Die Naturgewalten kommen nun mit dem Menschen in zweifacher Weise in Berührung: entweder sie nehmen ihn freundlich auf und bieten ihm ihre Schätze, doch fordern sie von ihm eine Gegenleistung, meistens ist es nur die Wahrung eines Geheimnisses, bricht er dieses — sei es nun aus

1) Schriften XX, S. 294.
2) Schriften XIII, S 75 („Melusine“),

Unbedacht oder mit bösem Willen —, so hassen sie ihn und vernichten ihn, oder sie sind ihm von vornherein feindlich gesinnt und locken ihn durch schönen Schein mit zwingender Kraft ins Verderben.

In den „Elfen“ baut Tieck eine Erzählung nach der ersten Art auf:

In einem düsteren Tannengrunde wohnen die lieblichen Elfen in anmutiger Behausung. Freundlich nehmen sie die kleine Marie auf, die sich zu ihnen verirrt, und spielen und tändeln mit ihr. Sie sind es, die der ganzen Gegend Fruchtbarkeit und Segen bringen: sie leiten das Wasser unter die Wiesen und Felder, daß alles blüht und wächst, Feuergeisterchen wandern unter der Erde entlang und geben dem Boden Wärme, daß er Früchte trägt. Marie muß sie wieder verlassen und nie darf sie von dem Aufenthaltsort der Elfen erzählen, weil sie sonst die Gegend verlassen müssen und alles öde wird. Eine heimliche Sehnsucht zieht sie immer wieder nach dem lieblichen Elfengrund. — Mit ihrem Kinde Elfriede verkehren die Elfen wie ehemals mit ihr selbst. Marie aber verrät ihrem Manne einst im Streit ihr Geheimnis und zeigt ihm auch, wie ihr Töchterchen mit den Elfen spielt. Da wenden sich diese zornerfüllt fort von den untreuen Menschen: „die Erde zitterte und Klagetöne winselten in der Luft“. Aller Segen ist mit den Elfen dahingegangen: „noch in demselben Jahre war ein Mißwachs, die Wälder starben ab, die Quellen vertrockneten“. Elfriede welkt dahin wie die Rose, die ihr die freundliche Elfe geschenkt hat. Marie verzehrt sich wie ihr Kind aus Gram über das gebrochene Wort. — Die Naturgeister sind freundlich und liebenswürdig, aber wer ihre Gaben und ihre Liebe nicht heilig hält, den verlassen sie und in Elend und Jammer muß er zugrunde gehen. So hat die lieblichste Gegend, bevölkert von überirdischen Wesen, etwas Dämonisches in sich: die Geister lassen nicht mit sich spielen, Vernichtung folgt der leichtsinnigen Tat.

Ein ähnliches Motiv durchzieht die „sehr wunderbare Historie von der Melusina“. Wenn auch bereits in dem von

Tieck benutzten Manuskript zu Paris und in dem deutschen Volksbuch das Dämonische dieses Wasserweibes dargestellt ist, so muß doch betont werden, daß der Dichter in freiem Umschaffen gerade besonders als wirkende Macht das Dämonische herausgearbeitet hat. Allerdings hat er auch den Gedanken beibehalten, daß ein alter Fluch auf Melusina lastet, der nur durch seltsame Zufälle wieder aufgelöst werden kann, doch liegen die vernichtenden Folgen begründet in der Anschauung des Dichters, daß sie nichts weiter als eine personifizierte Gewalt des Wassers ist, die den Menschen an sich lockt und ins Verderben reißt durch ihre Lieblichkeit [1]). — Reymund trifft sie an einem Waldbrunnen stehend an; sie begehrt ihn zum Gemahl, doch darf er an keinem Sonnabend nach ihr fragen, sonst wird über ihn Unglück und Verderben kommen. Die Hochzeit wird prunkvoll gefeiert, lange Jahre hält Reymund sein Versprechen, und zehn Kinder werden der Ehe geschenkt. Melusina fühlt selbst den Fluch, der auf ihr lastet, sie empfindet mit Qual ihre eigene dämonische Gewalt: „Keiner kann das bös' Verhängnis wenden". — Reymund bricht eines Sonnabends sein Wort, indem er durchs Schlüsselloch nach seiner Gattin sieht; sofort tritt die Wirkung des Fluches ein. Er entzweit sich mit seinem Bruder, sein Sohn Geoffroy verbrennt ein von Melusina erbautes Kloster mit den Mönchen und seinem Bruder. Darüber gerät Reymund in Zorn gegen seine Frau und in Gegenwart aller Diener ruft er ihr zu: „Ja, ich habe gesehen, daß du ein Meerwunder bist und kein menschliches Geschöpf, darum müssen die Kinder von dir Bösewichter werden, es ist deine Schlangenart, die in ihnen zum Vorschein kommt." Nun erst erfüllt sich der ganze Fluch: Melusina muß ihn verlassen, da sein Treubruch offenbar wird. Sie fliegt zum Fenster hinaus, wieder ein verwünschtes Wassergeschöpf mit einem schillernden Schlangenleib.

---

[1]) Vgl. auch das Fragment „Melusine", 1807 entstanden, in Tiecks nachgelassenen Schriften, hrsg. von R. Köpke 1855. Bd. I, S. 167 ff., wo Melusine auch als solche verkörperte Wassergewalt dargestellt ist, desgleichen Meliora, ihre Schwester, als Erdgewalt und ganz andeutungsweise Plantina, die andere Schwester, als Luftgewalt.

Nun wird „zu Unglück Glück . . .“ — Auch die Schwester der Melusina gestaltet Tieck aus der alten Sage direkt zu einer personifizierten Naturgewalt um. Meliora wohnt in einem Berge bei Gold und Edelsteinen. Wer in ihrer Behausung drei Tage und Nächte wohnt, darf sich alles wünschen, nur nicht ihren eigenen Besitz. Wer sich dem Spruche nicht fügt, dem folgt Not und Gram. Gyot, ein Enkel Reymunds und Melusinens, wagt sich in den Berg, aber er begehrt den schönen Leib der Meliora und „jung geht er in sein Grab“. Die Erdgewalten bieten dem Menschen ihre Schätze, aber auch sie verlangen eine Entsagung von ihm, sonst zeigen sie ihren grausamen Blick. — Man hat auch die dritte Schwester als die Verkörperung eines Elementes hinstellen wollen. Plantina soll die wilde Gestalt der Luft darstellen; doch aus Tiecks Erzählung läßt sich nichts weiter entnehmen, als daß sie eine verwünschte Prinzessin ist, die sich auf hohem Berge aufhält und von Drachen und von allerlei anderen Ungeheuern bewacht wird. Höchstens in dem angeführten Fragment könnte man sie als Luftgewalt deuten.

Im „blonden Eckbert“ wird uns das Dämonische wundersamer Waldeinsamkeit mit packender Kraft geschildert. Bertha, ein armes Hirtenkind, hat sich verloren in eine abgeschlossene Gegend. Dort tritt ihr ein altes Weib entgegen, die personifizierte Waldeinsamkeit. Sie läd sie in ihre Wohnung ein, die ganz prächtig in tiefer Stille liegt. Dort hat sie für einen seltsamen Vogel, der immer das Lied von der Waldeinsamkeit singt, und jeden Tag ein Ei mit einer Perle oder einen Edelstein darin legt, und einen Hund Stromian zu sorgen. Doch eines Tages packt sie die Sehnsucht nach der bunten Welt, und sie entflieht mit dem merkwürdigen Vogel und vielen Edelsteinen. Er erinnert sie aber immer wieder durch seinen Gesang an ihr Unrecht, und so tötet sie ihn. Aber die Waldeinsamkeit verfolgt sie weiter in der Gestalt eines Pflanzensammlers Walther. Sie ist bereits vermählt mit einem Ritter und erzählt eines Abends ihm und seinem Freunde Walther ihre Lebensgeschichte; den Namen

des Hundes hat sie vergessen; da nennt Walther durch eine kurz hingeworfene Bemerkung seinen Namen: ein Fieber ergreift Bertha und sie stirbt. Aber auch auf ihren Mann, der ja die Schätze der Waldeinsamkeit von seiner Frau hat, überträgt sich der Fluch, den der Frevel an ihr heraufbeschworen hat. Eckbert ermordet seinen Freund Walther, doch er erblickt ihn wieder im Ritter Hugo, in dem Bauern, der ihm den Weg in die Waldeinsamkeit weist. Und dort tritt ihm die Alte selbst entgegen; niemand anders wie sie ist es gewesen, die ihn als Freund Walther, als Ritter Hugo, als Bauer gemartert hat. Wahnsinn ergreift ihn, als er das Furchtbare erkennt: „dumpf und verworren hörte er die Alte sprechen, den Hund bellen, und den Vogel sein Lied wiederholen“ [1]).

Die dämonisch-verfolgende Gewalt des Wassers tritt handelnd auf im „Donauweib“. Der Ritter Albrecht hat vor Jahren Liebe genossen vom Donauweib Siglinde, obwohl er seiner Geliebten Hedwig zur Treue verpflichtet ist, und es treibt ihn immer wieder zurück in ihre dämonische Nähe:

„Ein Grauen hielt mich fest.“ Doch sie erscheint nicht wieder, er geht in den Krieg und vergißt sie. Nach vier Jahren, als er zu seiner Braut heimkehren will, kommt er zufällig an die Stelle der Donau, wo Siglinde wohnt, und mit neuer Gewalt zieht es ihn in die Flut. Er reißt sich los, aber die betrogene Wassermacht verfolgt ihn überall. Aus jedem Glase Wasser lockt ihn das Dämonische der „giftigen Wogen“:

„Mich schaut aus dem kristall'nen kalten Naß [2])
Ein wildes Auge an mit Feuerblick.“

Der erste allein vollendete Akt endet so, daß wir Albrecht im Widerstreit sehen mit der Liebe zu seiner Braut Hedwig und mit dem Verlangen nach dem lockenden Donauweibe. Dieser Konflikt würde sicher einen tragischen Ausgang nehmen, wenn das Stück vollendet wäre, vielleicht so, daß Albrecht in die Fluten der Donau sinkt und ertrinkt.

---

[1]) Schriften IV, S. 169.
[2]) Schriften XIII, S. 224.

Am gewaltigsten wirkt die Naturdämonie dann, wenn sie freiwillig, aus Lust an der Vernichtung mit ihren dunklen Gewalten den Menschen in ihr finsteres Reich lockt. Im Musenalmanach für das Jahr 1802 veröffentlicht Tieck ein Gedicht „Das Unterirdische"[1]). Die Lyrik drückt immer das unmittelbarste persönliche Erleben des Dichters aus: so können wir annehmen, daß Tieck selbst das Dämonische der unterirdischen Gewalten in Berg und Schlucht empfunden hat, das er darin so eindringend schildert. Angst ergreift seine Seele, die Gedanken flüchten, der Fuß ist gehemmt, der Atem schwer; aus der Erde winkt es und lockt es:

„Gib dich gefangen, Herz gefangen,
Ich tue auf mein stilles Reich.
Ich kenne dich, dein starr' Verlangen,
Mein steinern Herz biet' ich dir gleich,
Manch Edelstein, manch gulden Stück
Gibt dir den kalten Liebesblick."

Pflanzen, Baum und Gras saugen von hier ihre Kraft. Die Berge und das Meer, „sie liegen in mir groß und schwer". Die Angst treibt ihn zurück und vor:

„Die Stimme ruft mir all mein Glücke,
Die fernsten Wünsche in mein Ohr:
Entrissen von den süßen Tönen,
Schau' ich krystallene Sirenen."

Der Dichter ringt sich empor zum „Liebesfeuer" und entrinnt den unterirdischen Gewalten.

Wenn die Schätze der Erde, Gold und Edelsteine, aus ihrem Geburtsort entrissen sind und droben am Lichte von Menschen zu Menschen wandern, erwacht oft in ihnen ihre eingebotene Menschenfeindlichkeit, Fluch verbreitet ihr Glanz und Haß: Fortunat wird um des Goldes willen gefangen gehalten und beinahe getötet; auch sein Sohn Ampedo fühlt die Gefahren dieses blendenden Metalls: „Scheint's doch, als

---

[1]) Musenalmanach für das Jahr 1802, hrsg. von A. W. Schlegel und L. Tieck, S. 41 ff.

wären tückische Höllengeister in seinen engen Raum gebannt" [1]). Andalosia wird seiner Schätze wegen ermordet. Tieck wollte in diesem Stück den scheinbaren Segen und den tatsächlichen Fluch des Goldes darstellen. Die Zauberei gönnt uns täuschend das Vergängliche, aber das Unsterbliche „wird verspielt den aberwitzigen Künsten". Ampedo sieht in der Zauberei des Wundersäckels grause Geisterlarven und sagt sich los von ihrer verlockenden und vernichtenden Macht. Keinen Segen bringen ihre übernatürlichen Kräfte, sie haben unter ihrer lächelnden Larve das verzerrte Antlitz böser Dämonen. Deutlich spricht das Andalosia aus:

„Da droben tobt und rast mein wildes Gold . . .
Gebändigt nur, erzogen tut es wohl,
Doch unbewahrt erwacht der alte Blutdurst" [2]).

Auch er sieht ein, daß er es nicht bezähmen konnte. An ihm selber „tobt und rast es" nun, bis er erdrosselt wird. Sein Vater wußte es zu zähmen, ihm wurde es zum Verderben. Aber auch seinen Mördern bringt der Wundersäckel Untergang. Er verliert seine Kraft, da seine Besitzer tot sind, die beiden Mörder erschlagen sich gegenseitig. So hat das Gold seine Opfer, die Dämonen schleichen zurück in ihre dunklen Höhlen, wo Berge von Gold schlummern, sie zu bewachen, um andere Opfer zu locken und zu vernichten.

Personifiziert wird die dunkle Erdgewalt im „Runenberg". Ein junger Gärtner hat eine unstillbare Sehnsucht nach den fernen Gebirgen. Mit Allgewalt treibt es ihn aus der friedlichen Ebene, die ihn nicht mit ihren Wiesen und Blumen fesseln kann, fort in die wilden Berge. In tiefer Einsamkeit lebt er hier als Jäger. In einem gedankenlosen Augenblicke zieht er die Alrunenwurzel aus der Erde, und plötzlich hört er ein „dumpfes Winseln im Boden". Und er hat schon gehört, „daß der Mensch von ihrem Gewinsel wahnsinnig werden müsse". Nun läßt es ihm keine Ruhe mehr: der

[1]) Schriften Bd. III, S. 488.
[2]) Schriften III, S. 491.

ferne Runenberg lockt ihn mit seiner schroffen Unheimlichkeit. Auf einem gefährlichen Pfade gelangt er plötzlich vor ein Fenster, und nun sieht er hinein in die Geheimnisse des Berges, der ihm seine lockende Schönheit zeigt in der Gestalt eines üppigen, reizvollen Weibes. Ein Schleier von Gold funkelt um ihre Stirn, die Haare sind schwarze schwebende Wogen, ihr Leib ist glänzender Marmor. Sie reicht ihm eine Tafel zum Fenster heraus, „die von vielen eingelegten Steinen, Rubinen, Diamanten und allen Juwelen glänzt“. Er nimmt sie; der Spuk ist verschwunden, aber seine Ruhe ist für immer hin. — Jahrelang lebt er in glücklicher Ehe, doch immer wieder denkt er zurück an den Runenberg. Und als er sich einst dem verderbenschweren Berge naht, da packt ihn wieder der wilde Wahnsinn, der ihn in das Grauen der Wildnis treibt. Alle Wälder sieht er „wie schwarze Haare vor sich, aus dem Bache schauen die blitzenden Augen“ nach ihm, „die großen Glieder schreiten aus den Bergen“ auf ihn zu. Doch er reißt sich los und kehrt zu seinem Weibe zurück. Aber als ein Reisender ihm Gold zur Verwahrung gibt, da packt es ihn wieder mit wilder Allgewalt. Er weiß, daß der Fremde niemand anders als das Bergweib war. Das Gold ruft ihn, wenn er schläft, immer hört er es, immer blinzeln ihm diese gelben Augen zu. Ein Jahr vergeht, wilder wird sein Begehren. Er hört „ein unterirdisches Aechzen, sowie er nur eine Wurzel auszieht“. Die Pflanzen sind ihm nur „der Leichnam vormaliger herrlicher Steinwelten“. Einst, da er sich wieder einmal in die schauerliche Einsamkeit des benachbarten Waldes vertieft, kommt „ein altes Weib von der äußersten Häßlichkeit auf ihn zu“. Er erkennt in ihr, die sich selbst das Waldweib nennt, die wunderbare Schöne aus dem Runenberg. Er muß ihr nacheilen: „Das Waldweib hat mich gerufen, ich gehe, sie zu suchen.“ Noch einmal kehrt er zurück in seine Heimat, verwildert, mit einem Sack voller Gesteine, die er vor seiner Frau ausschüttet. Dann aber geht er still fort, „und im Walde sahen sie ihn mit dem entsetzlichen Waldweibe sprechen“. Niemals kehrt er wieder. Die

Natur, die den Menschen lockt durch ihre Lieblichkeit und durch ihre Schätze, hat ihn in ihr Grauen gezogen und vernichtet; denn die überirdisch schöne Bergfrau und das häßliche Waldweib sind nichts weiter wie Personifizierungen der Natur, wie sie uns in ihrer doppelten Gestalt entgegentritt, als gut und böse, als segenspendend und verderbenbringend. Wehe dem Menschen, den ihre dämonischen Netze umschlungen haben! Immer enger werden sie gezogen, bis das Opfer erwürgt in ihrem Schoße liegt.

Aehnlich schildert uns der Dichter das Dämonisch-lockende, das die Natur in sich trägt, im „Märchen vom getreuen Eckart und dem Tannenhäuser". Der getreue Eckart ist vom Herzog von Burgund wegen seiner Treue zum Vormund von dessen Söhnen eingesetzt worden. Einst lagert er mit ihnen vor seiner Burg, als plötzlich „aus der Ferne ein lieblicher Klang" herübertönt. Die ganze Luft wird erfüllt von einer herrlichen Musik, die ganze Natur verwandelt sich in einen wunderbaren Zaubergarten. Die Herzen werden gewaltig gepackt, vorwärts zu schweifen „ins irdische Paradies":

„Wir wollen in die Berge, in die Felder,
Uns rufen die Quellen, es locken die Wälder"[1]).

Des Menschen Seele „ist im holden Wahnsinn ganz versunken". Alle, auch Eckart, trotz seines Widerstrebens, und seine Schutzbefohlenen werden fortgerissen, bis sich der Zug dem finsteren Berge naht, darin die Hölle wohnt und das Verderben schlummert. Doch jetzt ermannt sich Eckart und nur durch seine Kraft und Treue zerstört er den dämonischen Zauber der Natur, die durch ihre äußere Lieblichkeit die Menschen angelockt hat, um sie zu vernichten. Als ein Wächter für die Menschheit steht er noch „nach seinem Sterben" vorm Berge und hält Wache. — Im zweiten Teile des Märchens lockt der Berg der Venus von neuem einen Menschen, den Tannenhäuser, in seine Schlünde. Die Lieblichkeit der Natur erweckt in ihm immer ein „unnennbares

[1]) Schriften IV, S. 194.

Sehnen“. Nachdem er aus Liebesleidenschaft mehrere Frevel begangen hat, wird dies Gefühl zu einem unstillbaren, unersättlichen Verlangen nach etwas Unbestimmtem, so daß er sich schließlich dem Teufel übergibt. Dieser lehrt ihn das Lied, das ihn in den Berg der Venus führt. Die Warnung des getreuen Eckart hört er nicht, er dringt durch und im Berge vernimmt er „den Klang der verborgenen wandernden Gewässer“, er hört die Geister, „die Erze und Gold und Silber bilden, um den Menschengeist zu locken“. „Ich fand die tiefen Klänge und Töne hier einzeln und verborgen, aus denen die irdische Musik entsteht“[1]). Also deutlich, wie die lockende Musik nichts weiter wie der dämonische Erdgeist ist. Dort unten umgibt ihn nun im Kreise der heidnischen Götter alle Herrlichkeit menschlich-göttlicher Lüste. Die Gnade des Allmächtigen gibt ihn endlich dem menschlichen Leben zurück, doch wieder muß er zurück, von fürchterlicher Gewalt getrieben, in den Berg der Venus, nachdem er die Gattin seines Freundes ermordet hat. Diesen selbst hat er auf den Mund geküßt, und „die Leute sagten, wer einen Kuß von einem aus dem Berge bekommen, der könne der Lockung nicht widerstehen, die ihn auch mit Zaubergewalt in die unterirdischen Klüfte reiße“[2]). Sein Freund folgt ihm, und beide müssen zugrunde gehen in den Fesseln der Venus, in den bannenden, vernichtenden Atemzügen der Natur. Das Irdische ist hier das Verderbte, das Nichtchristliche; daher sind die heidnischen Götter, darunter Frau Venus, in die Erde verbannt, und dort wirken sie weiter mit geheimnisvollen Kräften und locken den Menschen an zu seiner eigenen Qual.

Diese Ausführungen haben gezeigt, wie Ludwig Tieck das Dämonische benutzt einmal als Selbstzweck zu Schilderungen des Grausens, wie es die Natur darbietet und wie es nach seinen philosophischen Begriffen in ihr wirkt, dann als Kunstmittel zur Verdeutlichung seelischer Zustände seiner Gestalten und zuletzt zum Aufbau ganzer Werke, indem er es

[1]) Schriften IV, S. 209 ff.
[2]) Schriften IV, S. 213.

als handelnd gegen Menschen auftreten läßt. Die beiden ersten Arten der Behandlung des Dämonischen haben ihren Ursprung lediglich in der Absicht des Dichters, dunkle Gewalten, die in der Natur und im Menschen erwachen können, zu schildern. Als solche Schilderungen haben wir sie zu betrachten, um ihren Kunstwert zu beurteilen. Es ist natürlich dem Dichter erlaubt, das Grausen darzustellen als Hilfsmittel zu anderen Zwecken oder als Ausbruch persönlicher Stimmungen, als Lyrik. Etwas anderes ist es, wenn er ein ganzes Werk auf solcher Grundlage des Grausens aufbaut und sein Endzweck die Erregung des Grausens selbst ist. An sich ist es nicht künstlerisch wirkend, wenn eine Dichtung lediglich den Eindruck des Schauders im Leser zurückläßt, aber das ist auch bei den Tieckeschen Naturmärchen nicht der Fall, sondern „in ihnen mischt sich das Liebliche mit dem Schrecklichen . . . und verwirrt unsere Phantasie bis zum poetischen Wahnsinn, um diesen selbst nur in unserem Innern zu lösen und frei zu machen“ [1]). Eine Erhöhung des Lebensgefühls geht durch unser Inneres, wenn wir miterlebt haben, wie die Gestalten in den dunklen Mächten der Natur zugrunde gehen, befreit von wilden Gefühlen, kehrt die Harmonie in uns zurück, erheben wir uns zu stärkerem Lebensbewußtsein, zu vollerem Lebensgenuß.

Ludwig Tieck, der in seiner Jugend und selbst noch im späteren Alter Geistererscheinungen des öfteren hatte, hält den Glauben an solche Existenzen, die dem Menschen nahetreten, die ihn immer umgeben, dauernd fest und läßt ihn auch in seinen Werken sichtbar werden. Wie die Naturbeseelung seiner Poesie eigen ist, so auch die Beseelung des Lebens um ihn. Die Töne sind „Gespenster, Larven und Furien“, die mit entsetzlichem Lachen grinsen [2]). Aus dem Weinkelch nippen

1) Schriften IV, S. 129. In den verbindenden Gesprächen zum Phantasus.
2) Schriften IV, S. 251. „Liebeszauber“.

duftige Geisterlein [1]). Im William Lovell, im Karl Berneck treiben wiederholt Gespenstergruseleien ihr Spiel. „Pietro von Albano“ ist von Zaubereien ganz durchwebt, desgleichen „Liebeszauber“, „Liebeswerben“. Gräßliche Erscheinungen umgrausen Abdallah, als er in das Reich der Geisterwelt eindringt und als er sein Hochzeitsmahl als Vatermörder abhält. — Tiecks Hang zum Wunderbaren prägt sich in vielen seiner Dichtungen aus. Das Uebersinnliche greift hinein in die natürliche Welt, in der seine Gestalten handeln. Sie selbst suchen einen Halt in dem, was außerhalb ihres Verstandes, ihrer Fassungskraft liegt. Daher der Sternenglaube: Zukunft und Vergangenheit stehen droben geschrieben in den ewigen Sternen; sie machen das Schicksal. Ein gewisser Fatalismus geht durch seine Werke; von Ewigkeit her ist alles bestimmt, es liegt in den Sternen. Wahrsagungen sind nichts seltenes. Im „Liebeswerben“ steht der Dichter mit echt romantischer Ironie lächelnd über seiner eigenen Ansicht, indem er die Menschen verspottet, die in ihrer Torheit und Aberglauben die Welt mit allerlei Teufelchen bevölkern und aus visionären Traumzuständen die Zukunft zu ergründen suchen.

Diesen Anschauungen entspringt die starke Verwertung des Dämonischen um uns, das kräftig gedeihen muß auf dem Boden dieser übersinnlichen Wunderwelt. Nicht das Schicksal als unüberwindlicher Machtausfluß höherer Gewalten, nicht der Fatalismus als Anschauung des Einzelnen sind an sich Ausdrucksweisen des Dämonischen. Sie werden es erst, wenn das Schicksal als finsteres Grauen vernichtungsschwer den Menschen umschwebt und anschwillt, ihn hinabreißt ins Verderben trotz seines Sträubens oder seinen Willen bricht, so daß er sich kampflos-fatalistisch treiben läßt. Die alte Gertrud im „Hexensabbath“ spricht das einmal aus: „Das Böse wächst und wächst, bis es alle guten Kräfte überschattet, und Wahnwitz sitzt am Steuerruder, um in Tod und Verderben hineinzufahren“ [2]).

---

1) Schriften XX, S. 328. „Hexensabbath“.
2) Schriften XX, S. 282.

Wir können aus vielen Werken Tiecks feststellen, daß er diese dunkle Macht über dem Menschen walten läßt. Oft geht sie drohend vorbei wie im „jungen Tischlermeister“: „Jene Kobolde, die unser Leben stören wollen, sind unermüdlich in ihrer Geschäftigkeit“ [1]). Doch die Menschen sind vorsichtig und angstvoll an ihnen vorübergeschritten und haben sie nicht dauernd in ihr Herz aufgenommen. Im „Aufruhr in den Cevennen“ wirken unheimliche Gewalten wie eine Krankheit auf das Herz: „Die Luft ist angesteckt und macht verrückt“, ruft der alte Vila aus [2]). Oft auch greift diese Macht verhängnisvoll hinein in das menschliche Leben, überwältigend, dämonisch-vernichtend. In der Novelle „Liebeswerben“ umgibt ein fürchterliches Entsetzen die scheinbar sich glücklich Liebenden, die durch eine Heirat sich endlich dauernd zusammengefunden haben. Durch unerlaubte Mittel hat die Braut versucht, die Liebe des Fremden auf sich zu lenken. Mit Hilfe eines alten schauderhaft häßlichen Weibes wird ein Spuk vorgenommen, durch den sie die Liebe des Geliebten erringen soll: ein unschuldiges Kind wird gemordet. Emil sieht die furchtbare Tat und fällt in ein langes Nervenfieber. Aber, nachdem er wieder hergestellt ist und in der Krankheit teilweise die Vergangenheit vergessen hat, heiratet er das Mädchen. Während der Hochzeitsfeier tritt sein Freund Roderich in der Maske der Alten ihm entgegen. Die furchtbare Erinnerung erwacht in ihm, wahnsinnig schreit er auf, ermordet seine Gattin und stürzt sich und die Alte die Treppe hinab. Das häßliche Weib ist nichts wie der böse Dämon, der die edelsten Gefühle im Menschen, die Liebe, verblendet und ihn Greueltaten begehen läßt, der ihm scheinbar Glück verheißt, dann aber ihm entgegentritt und mit gräßlichem Mißklang sein Glück zerschlägt. — William Lovell verfolgt dauernd ein böses Schicksal. Grauen hat ihm das Bild eingeflößt, das in der Galerie seines Vaters hängt. Er sieht es lebend als Mensch in Rom und empfindet sofort die alte

[1]) Schriften XXVIII, S. 457.
[2]) Schriften XYVI, S. 242.

unheimliche Angst vor dem Fremden. Später trifft er den Alten an Rosas Arm und ihm schaudert vor „jenem fürchterlichen Ungeheuer, das hohl und leise hinter ihm hergeht und sich der Fäden bemeistert hat, an denen es sein Schicksal lenkt. Es ist kein Mensch . . .“, es ist das personifizierte Geschick. So ist es denn auch dieser Alte, der ihm seine Seele zerstört durch eine grausame Philosophie, der seinen Verstand zerreibt durch trügerische Gespenstergaukeleien, der ihm schließlich die letzten Fetzen von seiner zerrissenen Seele herabzerrt und ihn hohnlachend von sich stößt in wilde Verzweiflung. — Eine ähnliche Gestalt ist Abdallah zur Seite gesetzt in Omar, auch er vernichtet ihn durch seine Philosophie und seine übernatürlichen Spielereien im Geisterreich; auch Abdallah empfindet in ihm den bösen Geist, wie ihn der alte Nadir bezeichnet. Er selbst schleudert ihm höhnisch ins Gesicht, daß er frohlocken kann, weil es ihm gelungen ist, die Seele Abdallahs „so zu zerstümmeln“. — Mit packender dichterischer Kraft schildert Tieck in der „Vittoria Accorombona“ das Walten wirklich existierender dämonischer Gestalten in der eingeschobenen Erzählung „Der schwarzbraune Bräutigam“, die Vittoria in den Mund gelegt wird [1]). Die Braut sieht beim Abschied vom „schwarzbraunen Bräutigam“ die Dämonen mit grinsendem Gesicht in den dunklen Wolken; sie lauern ihm auf, als er wegreitet und wollen ihn töten. Im Felsenkessel tief unten hausen sie, drei häßliche Weiber, bei „giftigen dunklen Blumen“. Der schwarzbraune Prinz hat sie beleidigt und Alrune, die eine von den Dreien, will die Rache vollziehen. Sie schwingt sich unsichtbar hinter ihn auf sein Pferd und preßt ihre Knochenarme um seine Brust und gräbt die Sporen tief in die Flanken des Rosses: Angst quillt ihm auf, er reißt die Zügel straff, das Pferd knirscht empor, und der Prinz stürzt zu Tode. Mit gierig-starrem Blick umgrinsen ihn die Dämonen — rachesatt. Vittoria betont ausdrücklich, daß diese Gewalten tatsächlich außer uns existieren als ein Sein

1) Vittoria Accorombona, a. a. O. I, S. 265 ff.

für sich, indem sie es verwirft, wenn „die kurzsichtigen Sterblichen die Dämonen Schicksal, unvermeidliches Verhängnis" nennen.

Neben diesen wenigen Verkörperungen einer dunklen Schicksalsmacht spielt bei Tieck das unheimliche unsichtbare Etwas, das über dem menschlichen Dasein schwebt, eine viel größere Rolle. Von quälender Angst gepeitscht vor dem großen Grauen, durchrast William Lovell sein wildes Leben, bis es ihn packt und vernichtet. Allerdings liegen bei ihm die zerstörenden Kräfte in seinem eigenen Innern, doch empfindet auch er das furchtbare Fremde, das um ihn ist. — Wie grauer Nebel lagert über dem „Abdallah" die fatalistische Philosophie Omars: „Der Mensch ringt im ewigen Kampfe mit dem Tode und seinem Verhängnis" [1]). Ueberall empfindet Abdallah grauenhafte dämonische Gewalten, die ihn ängstigen und schrecken, die ihn treiben und vernichten wollen: „Ich bin ein abgerissenes Blatt, das der Wirbelwind nach seinem Gefallen in die Lüfte wirft." „Unerbittlich jagt das Verhängnis hinter mir her" [2]). Und Wahnsinn schüttelt es über ihn aus — Vernichtung. — Im Hexensabbath hängt eine trübe Ahnung, daß irgend etwas Unheimliches geschehen muß, von vornherein über der Erzählung. Die unglückliche Catharina fühlt ihre Seele gedrückt von dem Vorgefühl drohenden Unheils: „Es scheint oft in der Luft eine Schwermut zu regieren" [3]). In wildem Chaos wirken die feindlichen Mächte durcheinander: der Hexenwahn des Bischofs ergreift seine Priester und ergreift das Volk, so daß alle mit überzeugungsvoller Ruhe den zahlreichen Verbrennungen zusehen. Das Verhängnis ist über Catharina und über viele andere Edle hereingebrochen – unentrinnbar. —

Vittoria Accorombona wird ins Verderben geschleudert durch die Gewalt der sie umstrickenden Verhältnisse der Geschichte und Gesellschaft. Sie sieht um sich etwas Dämonisch-

---

1) Schriften VIII, S. 8.
2) Schriften VIII, S. 16 u. S. 72.
3) Schriften XX, S. 317.

Gespenstisches, Unheimliches, das sie zu vernichten droht[1]). Das kommt besonders in ihren dichterischen Ergüssen über die drei Hexen, die den „schwarz-braunen Bräutigam“ in den Tod reiten lassen, vorahnend zum Ausdruck. Sie sagt, daß sie so hinter jedem Menschen einen unsichtbaren Dämon herjagen sieht. Und dieser Dämon erreicht auch sie, vor dem sie immer gezittert hat: sie wird ermordet.

In der Schicksalstragödie findet sich ihrem Wesen nach viel Dämonisches, wenn auch andere Elemente es ausmachen und hervorgehoben werden müssen. Die Merkmale der Schicksalstragödie sind an sich noch nicht Merkmale des Dämonischen. Bei beiden finden wir wohl ein Verhängnis, das über dem Menschen schwebt, bei beiden finden wir Vorahnungen, Erkenntnis des Schicksals, aussichtslosen Kampf dagegen oder willenlose Hingabe. Doch beim Dämonischen geht alles hart und unerbittlich vor sich: Die Vernichtung naht wie eine schwellende Meereswoge, treibt das Menschenschifflein kurze Zeit und verschlingt es. Beim Dämonischen gibt es keinen Fluch, der etwa über einem Geschlechte lastet und sich erfüllen muß oder sich an einen Gegenstand oder an eine bestimmte Zeit knüpft; es gibt keine Verschuldung, die in der Vergangenheit liegt. Es ist lediglich das freie große Spiel einer übersinnlichen Macht mit einem Menschendasein. Die Tragödie „Karl von Berneck“ ist deshalb nicht dämonisch, weil in ihr sich nur alles nach festgesetzten Schicksalsbestimmungen vollzieht; es fehlt das Anschwellen einer übersinnlichen Macht, ein Kampf dieser gegen das Menschliche bis zur Vernichtung. Der Ausgang ist festgelegt durch den alten Fluch, der über dem Geschlechte der Bernecks hängt, und dieser wirkt wie ein Gift, das in die Suppe geworfen ist — mechanisch, tödlich. Dagegen schwebt über dem Trauerspiel „Der Abschied“ wirklich ein böses Verhängnis. Wohl hat ein grausamer Zufall die beiden Liebenden, Ramstein und

---

1) Vgl. Vittoria Accorombona. Ein Roman in 5 Büchern von Ludwig Tieck. II. Aufl. Breslau 1841. — I S. 70, 109. II S. 101, 103, 238, 239.

Louise, getrennt, wohl ist es ein Zufall, daß der zurückkehrende Ramstein auf die Bitten Louisens noch einige Minuten in ihrer Wohnung weilt, daß so durch das Zusammentreffen mit ihrem Mann das Verderben heraufbeschwört wird, aber sie beide fühlen auch, daß böse Geister hinter sie herhetzen. Und gerade dieses Gefühl, diese wiederholt ausgesprochene Erkenntnis, daß eine unüberwindliche Macht ihr Spiel treibt mit dem Menschen, läßt uns das Dämonische um so tatsächlicher erscheinen. Ramstein denkt nicht an die Zufälle, die mitwirken zu seinem Untergang, sondern ihn überfällt ein furchtbares Entsetzen vor den unsichtbaren Dämonen, die ihre würgenden Fäden spinnen: „... es war, als ständen fremde Männer um mein Bett, die mir mit fürchterlichen Gesichtern den Zugang sperrten“ [1]). Und Louise wird angesteckt von seiner Furcht vor dem bösen Verhängnis. Auch ihr Mann fühlt sich verfolgt von übersinnlichen Mächten. Er will ankämpfen gegen das hereinbrechende Schicksal: „Hier bin ich, furchtbares Verhängnis! — Ich wage es, mit dir zu kämpfen;“ aber er sieht das Unausbleibliche: „Wie die bösen Geister meiner Ohnmacht lachen!“ [2]) — So hat er sich denn hinreißen lassen zum Doppelmord und brütet in Wahnsinn über den blutigen Leichen.

Golo in der „Genoveva“ wird nicht allein durch seine eigene dämonische Leidenschaft ins Verderben getrieben, sondern auch durch eine übersinnliche Gewalt; er selbst erkennt sie an: „Wie unsichtbare Mächte hält es mich“ [3]). Schon vom Augenblick seiner Zeugung an haben sich dämonische Mächte um ihn gelagert mit lauerndem Blick. Das verkündet die alte Winfreda durch ihre Zaubereien:

„Ein solcher Mensch ist wie ein Samenkorn,
In welchem wächst und reift des Schicksals Zorn“ [4]).

Und immer fester ziehen sie ihn in ihre bannende Umstrickung:

1) Schriften II, S. 308.
2) Schriften II, S. 326.
3) Schriften II, S. 35.
4) Schriften II, S. 172.

„Da streb' ich und ringe mich loszureißen und immer tiefer gräbt sich der Haken hinein" [1]). Nichts kann ihn mehr ihren verhängnisvollen fürchterlichen Basiliskenaugen entrücken: nicht mehr sein eigenes Streben, er wird fatalistisch; nicht mehr die Mahnworte seines Pflegevaters, die schlauen Intrigen seiner Mutter, die Bitten Genovevas. Eine Handlung bedingt die andere, er wird zum Mörder. Bis kurz vor seinem Tode fühlt er noch, daß er das Spielzeug einer unüberwindlichen Macht ist: „Drum rächet nicht an mir, was Gottes ist," ruft er Siegfried zu [2]).

Während das Dämonische, wenn es Tieck personifiziert handeln läßt, eine tatsächlich existierende, außerhalb des Menschen liegende Macht ist, müssen wir doch annehmen, daß das Dämonische um uns, das die Personen als feindliches fremdes Etwas empfinden, tatsächlich im Innern des Menschen selbst seinen wirkenden Ursprung hat. Und dadurch erhebt sich sein ästhetischer Wert über den Begriff des Schicksals. Es ist eine furchtbare Vorahnung, die den Menschen gepackt hat, von seinem kommenden Untergang; es ist die Angst vor der Vernichtung: wie durch eine Art Verfolgungswahn fühlen sich die Gestalten ins Verderben gepeitscht. Es wird uns deutlich gemacht der Wert eines Menschendaseins, während die Schicksalstragödie ihn verkleinert. Es sind unbeugsame Gewalten, die sich im Menschen erheben und wachsen, bis sie der Mensch als etwas Fremdes empfindet und so sich selbst durch nicht bewußte eigene Kraft vernichtet sieht.

Um dem dunklen Gefühl von einer übersinnlichen Macht Ausdruck zu geben, empfinden die Gestalten Tiecks oft eine dämonische Angst vor gewissen Gegenständen oder stellt der Dichter selbst eine Sache dar als mit grauenerregender Kraft begabt. Es erinnert dies stark an die Naturdämonie: da kann auch z. B. ein einziger Baum dämonisch wirken, wie die Esche im „Aufruhr in den Cevennen", die niemand unter ihren Zweigen duldet; wer es dennoch wagt, sich dort aufzu-

[1]) Schriften II, S. 150.
[2]) Schriften II, S. 207.

halten, den befällt Fieber und Krankheit. Im „Karl von Berneck“ ist es das Schwert des verbrecherischen Ahnherrn, das in sich Unheil birgt. Dem alten Conrad graut innerlich vor dem „gefährlichen, furchtbaren Eisen“. Und Karl mordet damit seine eigene Mutter, von wilder Gewalt getrieben. „Das verdammte Schwert!“, ruft er nach der Freveltat aus, dem Mordinstrument die Schuld gebend[1]). Auch eine bestimmte Zeit, ein bestimmter Tag kann etwas Verderbenbringendes mit sich tragen. So der Johannistag in Karl von Berneck: Mathilde sucht ihre Angst vor diesem Tage jedesmal zu übertönen durch ein rauschendes Fest, aber trotzdem bricht an diesem Tage das Unheil herein. In der Novelle „Der fünfzehnte November“ wird dauernd auf diesen Tag hingewiesen als auf einen Unglückstag, und tatsächlich überströmt die Meerflut vernichtend das Land zu dieser Zeit. —

Mehr als Symbole anderer dämonischer Mächte zur dauernden Rückerinnerung ihrer Opfer an ihre bannende Gewalt sind die Tafel, die das Bergweib dem jungen Gärtner im „Runenberg“ gibt, der Vogel im „blonden Eckbert“, der Bertha immer an die Waldeinsamkeit mahnt, der Ring, den Abdallah aus dem Geisterreich bei der Beschwörung erhält, und anderes zu betrachten.

Wichtiger ist die Darstellung der dämonischen Macht, die Tieck von einzelnen Gestalten ausgehen läßt. Nicht gehören hierher die bereits behandelten Personifizierungen dieser dunklen Gewalten, sondern nur die Dämonie, wie sie gewisse Menschen an sich haben. Es ist eine Art Vampyrglaube, der sich hier ausprägt. Pietro von Abano besitzt die dämonische Kraft, eine geliebte Tote, die schöne Crescentia, aus dem Grabe heraufzubeschwören. Also sogar bis über das Leben hinaus wirkt die geheimnisvolle Macht, die in einem Menschen wohnt. Im „Alten vom Berge“ spricht Tieck einmal selbst über die Dämonie solcher Personen: „Viel bedeutender und gefährlicher

1) In ähnlicher Weise wirkt eine Waffe in Calderons „Eifersucht, das größte Scheusal“ und Grillparzers „Ahnfrau“, desgl. auch in Tiecks Knabenwerk „Jason und Medea“.

sind aber solche Menschen, die in ihren Augen eine Kraft haben, dem andern Böses zu tun, ihm mit einem einzigen Blick eine Krankheit, Fieber, Gelbsucht, Verrücktheit, wohl gar den Tod anzuwerfen"[1]). Abgesehen von diesen immerhin anormalen, übernatürlichen Fähigkeiten eines Wesens, stattet der Dichter auch oft Gestalten von Fleisch und Blut mit einer gewissen Dämonie aus. Karl von Berneck fühlt, daß alles, was sich ihm naht, daß alles, was er berührt, „abblüht und verwelkt". Unglück und Elend folgt seinen Schritten wie dem Harfner in „Wilhelm Meister". Dasselbe empfindet William Lovell. Mit Sorgfalt hat Tieck im „Abschied" das Dämonisch-bannende in den Augen Ramsteins herausgearbeitet. Er sieht seine einstige Geliebte, die Frau Waller, scharf an, und sie ruft aus: „Ach, nicht diesen Blick, Ferdinand, . . . ich kann ihn nicht aushalten!"[2]). Wiederholt verweist er auf die Augen, die so große Macht auf Louise ausüben. — Schon in dem ungedruckten Knabenwerk „Jason und Medea" (1789) verwendet Tieck dieses Motiv: das Dämonisch-bannende in den Augen der Medea stürzt ihren Gatten, der sie ermorden will, zu Boden, und er richtet den Dolch gegen sich selbst[3]).

Wenn Menschen derartig auf andere wirken können, so muß tief in ihrem Innersten eine geheimnisvolle Macht verborgen liegen, die wachsen und anschwellen kann, um so zum Ausdruck zu kommen. Wie aber, wenn sich diese Macht gegen die eigene Person richtet? Und wie oft geschieht das! Ist nicht jede gesteigerte Leidenschaft wie etwas fürchterliches Fremdes im Menschen, das zerstören will? Schaudern wir nicht zurück, wenn wir Gestalten vorüberwettern sehen, die

---

[1]) Schriften XXIV, S. 183.

[2]) Schriften II, S. 295. Desgl. S. 307 u. S. 309. — Hinweisen möchte ich auf eine gewisse Aehnlichkeit, die dieses Trauerspiel mit Ibsens „Frau vom Meere" hat. Bei beiden kommt der einstige Geliebte zur verheirateten Geliebten zurück, es erwacht die alte Neigung, allerdings endet sie anders. Die Szenen des Wiedersehens ähneln sich gerade dadurch sehr, daß beide Dichter als technisches Mittel das Bannende der Augen anwenden, wenn auch Ibsen es stärker hervortreten und empfinden läßt

[3]) Allerdings finden wir dieses Motiv bereits in der Vorlage Tiecks, in Klingers „Medea in Korinth". (1787).

keine Grenzen kennen ihres Verlangens, ihrer fordernden Begier? — Gewiß, sie haben etwas Dämonisch-grauenerregendes in sich. Wie in finsterer Verblendung rasen sie gegen sich selbst, um sich zu vernichten. Wir wollen im Folgenden diese Gewalten betrachten, die der Mensch in seinem Innern entfesselt und die sich steigern bis zu dämonischer Macht.

Bereits einmal habe ich erwähnt, wie Tieck selbst solche Mächte beinahe bis zum Wahnsinn trieben in seiner Jugend, wie er immer eine starke Neigung sich bewahrt hat, Verirrungen der menschlichen Seele bis zur Verwirrung der geistigen Kräfte und vor allem bis zu der schmalen Grenze zwischen Vernunft und Unvernunft zu betrachten. Er meint selbst im „jungen Tischlermeister", daß es wohl allen Menschen passiert, daß sie „zu manchen Zeiten ihren ordinären guten Verstand einbüßen" [1]). So finden wir denn in der „Waldeinsamkeit" den irrsinnigen Leopold, der immer hastig wandern muß oder überstürzt unsinnige Bücher schreibt, im „Hexensabbath" die alte Gertrud, die sich selbst und andere als Hexen angibt, im „jungen Tischlermeister" den sonderbaren Zwergmenschen, der zeitweise zur Nachtzeit Fässer von einem hohen Berge herabrollt, ebenda den greisen Alfert, der periodisch tobsüchtig wird, den jüdischen Handwerksburschen, der sich einbildet, der Sohn Friedrichs des Großen zu sein, und den alten Magister, der sich verrückterweise in die Frau Leonhards verliebt. In „den Reisenden" wird uns gar ein ganzes Narrenhaus vorgeführt mit vielen psychologischen Kleinstudien. Tieck sucht also die Wirrnisse der menschlichen Psyche in ihren äußersten Entartungen zu ergründen. Das ist, wie schon gesagt, eine Folge seiner eigenen dunklen jugendlichen Seelenzustände, in die ihn der dämonische Drang, alle Rätsel des Daseins durchdringen zu wollen, hineintrieb.

Diese dämonische Macht im Menschen hat er vielfach behandelt in seinen Werken, und meist werden die davon Besessenen bis an die Grenzen der gesunden Vernunft oder

---

1) Schriften XXVIII, S. 394.

bis in Wahnsinn selbst gerissen. Wann aber dürfen wir diesen Trieb nach Ergründung der Welträtsel einen dämonischen nennen? Dann, wenn der Mensch, seine eigene tatsächliche Kraft verkennend, über sich selbst hinausgehend, in dunkler Verblendung über sein wirkliches Können, mit wilder Geistesentzündung nach dem Höchsten strebend, seine Hand hineinstreckt in die ewig unergründbaren Geheimnisse göttlicher Weltordnung, bis er sich schaudernd vor dem Abgrund des eigenen Nichts erblickt.

Abdallah ist ein raschempfindender, leichtbeweglicher Jüngling mit schwärmerischer Seele. Sein Lehrer Omar enthüllt ihm seine verzweiflungsvolle, trostlose Philosophie und verweist ihn auf das Uebersinnliche. Abdallah ergreift seinen Vorschlag, durch einen Gewaltakt in die geheimnisvollen Rätsel allen Seins einzudringen, mit verlangendem Herzen. Aber Omar weist bereits auf die Nichtigkeit und die fürchterliche Gefahr solcher Geistesüberspannung hin: Wir reißen uns los von der Natur, unserer Mutter, und greifen nach den Sternen und „erklimmen eine schroffe Klippe und schreien ihnen zu: ich bin euch nahe!“ Aber die Sterne blicken wehmütig lächelnd auf uns herab, und wir stehen „verwirrt am schwindelnden Abschluß“ [1]). „Dies ist der fürchterliche Augenblick, wo der Verstand zwischen höherer Weisheit und Wahnsinn ungewiß hängt, ein Windstoß von hier oder dort her jagt ihn auf ewig auf die eine oder auf die andere Seite“ [2]). Die Geheimnisse werden ihm eröffnet und er sieht, wie sein Lehrer, ein fürchterliches Fatum: Tugend und Laster sind eins, alles wirkt aus einer Kraft. Mit grausamen Qualen packt ihn diese hoffnungsleere Erkenntnis: dunkle Zauberdämonen grinsen ihn in seiner schwarzen Wüste an [3]). Nicht hört er die Mahnung Nadirs, der ihm entgegenruft, daß jene Kraft, die der Getäuschte für einen Teil der Allmacht hält, nichts als Blendwerk ist. Immer mehr zerstört er sein Inneres

[1]) Schriften VIII, S. 8.
[2]) Schriften VIII, S. 63.
[3]) Schriften VIII, S. 71.

durch die trübe Philosophie; er schreit auf nach Licht, und doch immer wieder sinkt er zurück in die Nacht der Verzweiflung. Gott antwortet nie auf die Fragen der Sterblichen, darum ist kein Gott und keine Tugend, nur Genuß ist des Lebens Pflicht. Zweimal läßt Tieck Abdallah eindringen äußerlich ins Reich der Geister; furchtbare Grauen und Schrecken umgeben ihn: das sind Sinnbilder für die Seelenzustände, die an Wahnsinn grenzen, wenn einer sich hineinversenkt ins Uebersinnliche. Diese Ideen bemeistern sich aller seiner Impulse zum Handeln. Er wird zum Vatermörder. Bis zum Trotze gegen Gott reißt ihn seine Verblendung fort. Den er leugnete, erkennt er wieder, aber er beugt sich nicht, sondern schleudert ihm Herausforderung entgegen. Wahnsinn streckt seine zuckenden Krallen nach ihm aus. Kurz vor seinem Tode entringt sich ihm der verzweiflungsvolle Qualruf: „Meine Lehre war falsch“ [1]). — Omar, der bereits zu Anfang des Romans ein Leben in trostlosen Qualen führt, hat auch einst das Selbstvernichtende solchen Strebens nach Erforschung der letzten Dinge an sich erfahren. Dem Element des Bösen ist er in die Hände gefallen, und in der grausamen Erkenntnis: „Die schaffende Kraft und die Entstehung der Wesen wird uns ewig ein unbegreifliches Geheimnis bleiben“ [2]), verschmachtet seine suchende Seele. — Auch Nadir war am Abgrund des Verderbens, aber eine glückliche Sonne erleuchtete ihm den Rückweg. — Im William Lovell wird der schwermütige, grüblerische Balder fortgerissen durch solche Ideen bis in Wahnsinn. Doch ist es bei ihm mehr ein dämonisches Spiel mit den Mächten seines Gemütes wie seines Verstandes. Lovell erkennt ihn richtig, wenn er an ihn schreibt: es ist „jene unbegreifliche heimliche Wollust, die dich unter Schaudern und Grausen so freundlich grüßt, jene wilde Freude, jene Entzückungen des Wahnsinns, die dich in deinen unterirdischen Wohnungen so fest halten“ [3]). Die tiefste Verzweiflung am

---

1) Schriften VIII, S. 242.
2) Schriften VIII, S. 183.
3) Schriften VI, S. 167.

Leben überschattet ihn. Seine Stimmungen haben ihn ganz überwältigt. Er ist versunken in düstere Verachtung alles Geschaffenen, seine Sinne sind umstrickt mit schwarzen Fäden. Verblendet klagt er den Himmel an, der die Jammererde erschaffen habe und ihn hineingesetzt als einen Fremdling unter das Herdenvolk der Menschen. Er stirbt in einem Anfall von Raserei.

Verwandt diesen erstehenden Mächten der menschlichen Brust sind die dämonischen Gewalten, die im Menschen wirken unter dem Lammfell religiöser Schwärmerei. „Der Aufruhr in den Cevennen“ ist wie ein dickes, vollgeschriebenes Warnbuch vor dieser unheimlichen Macht. Da sind die Camisards, die fast alle von religiösem Wahn befallen sind: Kleine Kinder sinken nieder in Zuckungen, schreien zum Himmel, predigen Buße und wahrsagen die Zukunft wie ihre Väter. Greueltaten werden verrichtet auf beiden Seiten der Streitenden, um der religiösen Schwärmerei zu dienen. Wie eine Krankheit ergreift es die Menschen, in Halbwahnsinn zu sinken, wie eine ansteckende Seuche. Es ist, als wenn tausend Dämonen umgingen und plötzlich es ihnen gelingt, die Herzen unter ihre Gewalt zu beugen. An einem Beispiel führt uns der Dichter die Wirkungen dieser vernichtenden Macht vor, die der Mensch in sich entfesselt. Der alte Beauvais erkennt ihre Gefahren: „. . . lockt uns aber in geistiger Schwelgerei . . . der Lügengeist hinüber, so gehen wir in Geisteswollust unter und furchtbarer Wahn nimmt Seel' und Herz gefangen“ [1]). So ruft er seinem Sohn Edmund zu, weil er in ihm jenen dämonischen Charakterzug erkennt. Er weiß, daß ihn eine Idee überwältigend packen und zugrunde richten kann. Edmund ist ursprünglich ein fanatischer Hasser aller Casimards, freventlich dringt er in ihre geheimen Religionsübungen, und als ein Bekehrter irrt er heim. Aber furchtbar durchwühlt die neue Erkenntnis seine Seele. Er flüchtet in Einsamkeit und Klagen. Die dunklen Geister sind aufgewacht und

[1]) Schriften XXVI, S. 81.

„haben sich nun wohl seiner Seele bemeistert“[1]), sagt sein Vater. Ihm tritt er entgegen wie ein Gespenst; er fühlt das Unheimliche, das von seinem Sohne ausgeht: „Von diesem Gespenstergrausen .... befreie mich wenigstens“[2]). Die Schwärmerei hat ihn von einem Extrem ins andere getrieben. Keine Macht hält ihn mehr zurück, dem verderbenschweren Rufe seines Innern zu folgen, nicht der Gedanke an das Unglück seiner Familie, an seinen eigenen Untergang. Er geht zu den Camisards. — Seine Bekehrung vollzieht sich durch den Anblick der frommen, wundertätigen Camisards, durch die Betrachtung der Leiden Christi, und vor allem durch die einsame Selbstbeschauung inmitten einer verwilderten Natur. Da kommt es über ihn mit dämonischer Macht schwarz und lebensleer. Vernichtung scheint ihm einzig wünschenswert, bis ihn endlich ein Lichtblick des Erbarmenden dem Leben wiedergibt. Aber er steht auf furchtbaren Klippen, auf denen er verschmachten muß: so erkennt ihn sein Vater ganz richtig. Und mit Recht fragt er ihn: „Ist es nicht vielleicht die verwilderte Natur selbst in dir, die dich über ihre eigenen Schranken hinausreißt?“[3]) Lange Zeit lebt er bei den Camisards in Lebensgefahren und seelischer Verwilderung, bis ihn endlich ein alter Pfarrer wieder zu der ruhigen Ueberzeugung bewegt, daß der angeborene Glaube und milde Duldung das einzig Wahre seien. Dieser Pfarrer hat selbst alle Stürme religiöser Schwärmerei durchgelebt. In gleichgültiger Freigeisterei aufgewachsen, nimmt er eines Tages das Buch eines deutschen Mystikers, Jakob Böhmes, in die Hand, um sich spottend daran zu ergötzen. Aber der ergreift seine ganze Seele: er studiert die Bibel und versenkt sich tief hinein in die religiösen Geheimnisse, doch das trägt eine furchtbare Gefahr in sich. „Alles Leben umgibt mich geistig wundsam“, sagt er, „oder, wenn mein Geist aus dem ruhigen

---

1) Schriften XXVI, S. 163.
2) Schriften XXVI, S. 165.
3) Schriften XXVI, S. 174.

Element gerissen ist, als Grauen und Gespenst"[1]). Im Menschen liegt ein angeborener Dualismus. Dauerndes Niederringen des feindlichen Elements in uns ist unseres Daseins schwere Aufgabe: „Aber wehe uns, wenn jene wundervolle Aufregung unseres Geistes" (d. h. das Aufgehen im Göttlichen in uns) „sich mit diesem Nichts, dem Chaos und allen dunklen Leidenschaften verbrüdert! Dann ruft die ewige Wahrheit .... die Lüge herbei, Eitelkeit, Hoffart, Bosheit und Mordlust treten in das Waldesdunkel unseres finster verwachsenen Innern, alle Hyänen und Tiger reißen sich dann von den Ketten los, und der arme Mensch wähnt, indessen der Mordgeist aus ihm brüllt, der Geist des Herrn weissage unmittelbar aus seinem Munde"[2]). Je heller sich der Liebesgeist im Menschen entzündet, je dunkler brennt auch das Verworfene in ihm. Das ist der schmale Steig zwischen Weisheit und Aberwitz. Nirgends ist der Mensch in seinen Gefühlen vor bösen Mächten geschützt, das Furchtbare ist die Schattengestalt dieses „Ungrundes, der Unkraft, des Nichts"[3]). Wir können sie nicht greifen und fassen, eben weil sie ein Nichts ist und sind so ihrer dunkelwaltenden unheimlichen Macht unrettbar verfallen. Der Pfarrer erzählt, wie ihn in seiner Jugend solche Gemütsbewegungen fortgerissen haben bis zu der wahnsinnig-schwärmerischen Ueberzeugung, er sei Gottes Sohn, die Kraft, die der Erde Leben gibt, bis ihn ein Zittern und eine Angst überfiel und er erwachend seinen fürchterlichen Frevel fühlte. Sein Geist schwindelte am Abgrunde des Wahnsinns und der Raserei, aber er entrann mit harter Selbstüberwindung den Gefahren der Schwärmerei[4]).

Noch einmal entrollt uns Tieck im „Hexensabbath" ein grauenvolles Bild religiöser Verirrungen. Der Bischof wird befallen von einem Hexenwahn und läßt sich fortreißen von

---

[1]) Schriften XXVI, S. 291/2.

[2]) Schriften XXVI, S. 293/4.

[3]) Schriften XXVI, S. 312 ff.

[4]) Gleiche Ideen spricht Tieck im „Schutzgeist" aus bei einer Schilderung von Taulers Seelenzuständen. Bd. XXV, S. 36 ff.

seinen entfesselten, verwirrten Ideen bis zu zahlreichen Verbrennungen Unschuldiger. Die Schwärmerei bemächtigt sich seiner so, daß er schließlich wahnsinnig wird.

In der Brust des Menschen schlafen unendlich viel dämonische Gewalten, die erwachen können zu wilder Tat und Vernichtung. Jede Leidenschaft kann dämonisch werden. Bei Tieck finde ich nur die Liebe und Sinnlichkeit, die sich bis zur Dämonie steigern. Die Grenzen festzustellen, wann eine Leidenschaft dämonisch wird, dürfte stets nur sehr individuell sein. Ich will sagen: sie wird es dann, wenn sie alle übrigen Gefühle und alle verstandlichen Einwendungen überwuchernd, nur nach dem einen bald festen, bald verworrenen Ziele zustrebt und alle Hindernisse, auch scheinbar unmögliche, ohne Rücksicht auf die Mittel, überwindet. Der Mensch wird verblendet, seiner selbst nicht mächtig, von dieser Macht fortgerissen bis er sie plötzlich wie etwas Fremdes schaudernd erblickt und am Abgrunde steht. Es ist nicht nötig, daß das Ziel erreicht wird; der Mensch kann scheitern an einem harten Widerstand. Das Ziel braucht nichts Bestimmtes zu sein; je unbestimmter und unerreichbarer es ist, um so größer ist die dämonische Verblendung. Der Held muß nicht zugrunde gehen; er kann wieder sehend werden und sich zurechtfinden auf dem Wege oder am Ziele. Meist allerdings rennen die Gestalten ins Verderben.

Leonhard, den jungen Tischlermeister, hat es mit dämonischer Gewalt gepackt; seine Leidenschaft zu Charlotte läßt ihn seine Frau und sein Heim vergessen. Er spricht seinen Zustand selbst aus: „Jetzt versteh' ich die alten wunderlichen Märchen, . . . wie ein Mensch in den Venusberg gerät und dort für immer verloren ist, von bösen Geistern festgehalten, die ihn in der Gestalt blendender Reize und lockender Lüfte umgeben“[1]). Aber er rafft sich wieder auf und entsagt. Der Baron Elsheim charakterisiert die alles vernichtende Liebesleidenschaft so: „O spreche man mir nicht von Moral und

[1]) Schriften XXVIII, S. 289.

Tugend, Ehrfurcht und Tadel, wenn das unbändige, das riesenhafte Rätsel in unserem Innern aufwacht und zur Erlösung ringt" [1]). — Abdallah ist ein lebendiges Beispiel für diese Worte. Er liebt die schöne Sultanstochter Zulma. Ihm steht entgegen der drohende Fluch seines Vaters, der ihn für eine andere bestimmt hat und der in persönlicher Feindschaft gegen den Sultan lebt. Aber das kann ihn nicht zurückhalten von seinem heißen Begehren: „Gefahren will ich wie Blumen brechen, ... durch hundert Schauder unerschrocken gehen"... [2]). Doch er fühlt, daß er die „freie helle Flur auf immer verläßt". Ihm wird die furchtbare Voraussage, daß er nur durch den Tod seines Vaters die Geliebte erwerben kann, aber nicht will er von ihr lassen. Und als er hört, daß der Sultan dem seine Tochter versprochen habe, der ihm seinen Erzfeind, Abdallahs Vater, überliefert, da ringt er seine Vaterliebe nieder, und, von peitschenden Dämonen gehetzt, stürzt er in des Sultans Palast. Auf dem Wege ermordet er seinen Freund Raschid, der sich denselben Preis um einen Verrat erkaufen will. Vor dem Audienzzimmer des Sultans kämpft er noch einmal alle Qualen seiner Liebesleidenschaft durch; er wirft sich auf zum Trotz gegen das Schicksal, gegen die Allmacht; mit „hohnlachendem Triumph" will er über seinen Gewissensbissen stehen und Zulmas Liebe genießen in rauschender Lust. Vergessen will er alles in ihren Armen; die Flüche des Ewigen sollen ihn nicht treffen. So verrät er seinen Vater. Er erkennt sich selbst nicht wieder in seiner Leidenschaft: „Wer ist es, der aus meinem Busen spricht?" Er sieht seine Verblendung: „Wie ein Nachtwandler wache ich plötzlich auf" [3]). Und nun kommt die furchtbare Enttäuschung: Zulma stößt den Vatermörder von sich. Er gerät in Wahnsinnsanfälle, bis er sich zu Tode martert.

Im „Liebeszauber" entwickelt sich hinter der eigentlichen Erzählung eine unbändige Leidenschaft in der Brust eines

---

[1]) Schriften XXVIII, S. 344.
[2]) Schriften VIII, S. 57.
[3]) Schriften VIII, S. 206.

jungen Mädchens. Sie liebt Emil, den Fremden; um ihn zu gewinnen, gibt sie sich in die Hände einer Hexe, sie mordet ein unschuldiges Kind in ihrer Verblendung. Nichts wird uns weiter von ihren Seelenkämpfen geschildert, aber aus dieser Tat sehen wir, wie fürchterlich die begehrenden Dämonen erwacht sind. Die Hochzeit findet statt: Der Bräutigam erdolcht seine Braut, als er sie erblickt in dem roten Kleide, in dem er sie einst sah, als sie den Frevel ausübte. Ein Nervenfieber hatte ihn die Tat vergessen lassen; nun erwacht die Erinnerung wieder und die Braut geht so zugrunde an ihrer verblendeten Liebesleidenschaft.

Ueber die Genoveva schreibt Friedrich Schlegel an Schleiermacher: „ad extra ist wohl die Energie der Leidenschaft das beste darin, was imponieren muß“ [1]). Im Gegensatz zu Genoveva, die sich emporringt zu reiner Verklärung im Anschauen des Göttlichen, reißt Golo seine Liebe immer tiefer hinab in Verzweiflung und Vernichtung. Zuerst wird er geschildert als lustig, tatenfroh und kühn, dann aber wird er trübe, melancholisch, falsch, ja direkt gemein. Wie ein Nachtwandler irrt er umher; durch seine Adern schleicht das Blut; er kann sich nicht frei machen; mit wilden Worten gesteht er seine Liebe der Gattin seines Herrn und fordert Gewährung von ihr, aber sie stößt ihn zurück. Das Glück will er zwingen, es soll herabsteigen „bis wir müssen rasend werden“. „Wie von wilden Pferden fühl' ich mich fortgerissen“ [2]). Alles will er erdulden, wenn sie ihn nur erhört: „Laß sie mich töten, laß sie mich martern . . ., wenn sie nur das Herz mir lassen, denk' ich dein im Tode noch“ [3]). Da ihm sein Flehen nichts hilft, wendet er Gewalt an. Er wirft sie in den Kerker. Er schaudert nicht zurück und wenn ihn seine Tat zermalmt. Seine Leidenschaft ist übermächtig wie etwas Fremdes; er bittet Genoveva: o gebt mich frei! so fühlt er sich gebunden.

[1]) Aus Schleiermachers Leben. In Briefen, hrsg. von G. Reimer 1858. Bd. III, S. 171, ohne Datum 1800.

[2]) Schriften II, S. 114, S. 115.

[3]) Schriften II, S. 121.

„Enger ziehen mich die Ketten“ [1]). Als ihn Genoveva von neuem zurückweist, wandelt sich seine Liebe in Haß: sie erscheint ihm wie ein Totengerippe. Er läßt Drago umbringen; er erwirkt das Todesurteil gegen sie bei Siegfried und gibt den Auftrag, sie zu töten. Nun weint er den Gegenstand seiner Qualen vernichtet zu haben; er will sich täuschen, als habe er überwunden, doch wie jammertiefe Nacht kommt's über ihn: „. . . ew'ges Elend wird nun mit mir geh'n“ [2]). Der Fluch seiner Tat treibt ihn fort von der Burg; ins wilde, zerrissene Gebirge flüchtet er; dort stürzt er in einem Anfall furchtbarer Verzweiflung über sein Verbrechen seinen Diener Benno in die Schluchten hinab. Als er zum Tode verurteilt wird, da bittet er um sein Leben, nur weil er weiß, daß Genoveva noch lebt. Seine letzten Gedanken hängen an der Geliebten, bis seine Henker ihm ein rasches Ende bereiten.

Die Liebe, gemischt mit einer mehr oder weniger starken Sinnlichkeit, richtete sich bisher immer nur auf einen bestimmten Gegenstand. Im Tannenhäuser — und im Lovell, wie wir noch später sehen werden, hat die dämonische Glut der Brust kein festgesetztes Ziel vor sich; es ist ein Aufschrei, ein Tasten nach einem ungewissen Etwas. Die Frau Venus, die ihn zieht, ist nicht nur die personifizierte Erdgewalt, sie ist auch eine Verkörperung seiner eigenen, fordernden sinnlichen Glut, die ihn fortreißt. Er fühlt, daß in ihm selbst sein Dämon erwacht ist: „Glaube mir, . . . daß manchem von uns ein böser Geist von seiner Geburt an mitgegeben wird, der ihn durchs Leben dahin ängstigt und ihn nicht eher ruhen läßt, bis er an das Ziel seiner schwarzen Bestimmung angelangt ist“ [3]). Und dieser „böse Geist“ ist der glühende Durst der Seele, die „Unersättlichkeit“, der wilde Drang nach Lebensgenuß, den er meint in der Liebe an Frau Venus Brüsten zu finden. Mit Allgewalt hat es ihn in ihre „dunkle Behausung“ fortgetrieben. Aber hier, inmitten der Sünder-

---

1) Schriften II, S. 150.
2) Schriften II, S. 196.
3) Schriften IV, S. 201.

Herrlichkeit, packt ihn die Sehnsucht nach Ruhe, „nach der alten unschuldigen Erde". Die wildeste Lust trägt eben in sich dämonisch-vernichtende Qual, wie es Lovell einmal sagt[1]). Keinen Frieden bringt ihm die Erde mehr; wieder zurück muß er in die Sündenarme der Venus, und ewig ist er verloren, ein Opfer der dämonischen Glut seiner Brust, die wild nach Genuß schreit und ihn selbst vernichtet. Diese Erzählung ist ein Nachklang zum William Lovell. —

Man hat Ludwig Tieck so oft vorgeworfen, er habe keine Charaktere geschaffen, keine Gestalten von Fleisch und Blut; seine Menschen beständen nur aus Nerven und Muskeln. Ist das kein Charakter, keine lebendig wirkende Gestalt, bei der jede Faser straff gespannt ist, wenn ein Mensch, einer einzigen Leidenschaft folgend, einem wilden Drange, alles um sich vergißt und sich selbst vernichtet? Aber es muß zugestanden werden, nur in diesem äußersten Extrem menschlicher Charakterzeichnung hat der Dichter lebendige Menschen hervorgebracht; die anderen sind halbtot, sie möchten leben und reden in schönen, glatten Worten vom Leben und seinen Trägern, aber sie selber schwanken darin und zerfließen wie weichgeformte Tonpuppen. —

Werfen wir noch einmal einen kurzen Blick auf die Quellen für das Dämonische zurück, so sehen wir, daß Tieck seine Anschauung für das Dämonische in uns, für die Charakterdämonie, hauptsächlich aus seinen persönlichen Erfahrungen in seiner eigenen Brust geschöpft hat, daß er das Dämonische, wie es immer als dunkle Macht uns umschwebt, vielfach in der Zeitliteratur behandelt fand und daß er endlich die Naturdämonie vor allem in den philosophischen Systemen gerechtfertigt vorgelegt bekam. Natürlich haben alle diese Elemente ineinander gewirkt zu einer lebendigen, schaffenden Gesamtanschauung in der Brust des Dichters.

---

[1]) Schriften VI, S. 212.

C. Besondere Würdigung des Dämonischen in William Lovells Charakter.

Wir wollen William Lovell, die Entwickelung dieses Charakters, als ein Ganzes für sich betrachten, weil in ihm die verschiedensten Arten und Stufen des Dämonischen sich vereinigen, weil das Dämonische gerade das ist, was seinen Charakter bedeutend macht, weil dieses Element noch nicht von seinen Beurteilern herausgehoben ist und weil so diese viel umkämpfte Gestalt in anderem Licht erscheint[1]). Ludwig Tieck hat ihn geschaffen mit glühender Jünglingsseele im Alter von 20 bis 23 Jahren. Nie wieder hat er eine solche Vollkraft in der Darstellung dunkler Leidenschaftlichkeit erreicht wie in dieser Zeit. Nie wieder hat er nach den Worten Friedrich Schlegels einen Charakter so tief und ausführlich dargestellt[2]). Freiherr von Friesen schätzt seine Bedeutung so hoch ein, daß er darin den Keim zu vielen späteren Arbeiten erblickt[3]). Nach 19 Jahren noch bezeichnet ihn der reife Dichter in einem Briefe an Solger[4]) als „das Denkmal, das Mausoleum vieler gehegter und geliebter Leiden". Also ein bedeutungsvolles Werk in der Entwickelung des jungen Tieck.

---

1) Eine eingehende Analyse von William Lovells Charakter gibt Brüggemann in seiner Dissertation Leipzig 1909: Die Ironie in Tiecks William Lovell und seinen Vorläufern, doch betrachtet er alles vom Standpunkt der Ironie aus, so daß er nicht auf die dunklen Gewalten als solche und ihre Entfaltung in Lovell eingeht, sondern mehr nachzuweisen sucht, wie der Held allmählich über die Leidenschaften sich erhebt, getragen von einer Philosophie, die sich stützt auf Ironie.

2) Athenäum I 2, S. 128

3) Friesen, a. a. O. II, S. 63.

4) Solger, a. a. O. I, S. 342. Vgl. auch Schriften VI, S. XVI ff. und Köpke a. a. O. I, S. 205/6.

— Es ist seltsam, wie R. Haym vollständig diesen dunklen Zug in Lovells Charakter verkennt, diese allmählich fortschreitende innere Selbstzerstörung durch die anwachsende, immer mehr fordernde Sinnlichkeit und den sich ständig steigernden Drang, das Uebernatürliche zu erfassen, das allmähliche Zerstückeln der geistigen Sicherheit und Ruhe durch qualvolle, trostlose Erkenntnis im Reiche der Philosophie. Er erkennt nicht den faustischen Drang nach Leben in ihm; für ihn ist er nur ein schwächlicher Weichling, der sich von jedem Gefühl treiben läßt. Wir werden seinen Charakter anders darstellen, indem wir verfolgen, wie immer mehr die dunklen Mächte in seinem Innern emporschwellen zu vernichtender Sturmflut. Und noch eins macht Lovells Charakter groß: das ist das dämonische Spiel, das verblendete Herausfordern des dunklen Schicksals, das er über sich walten sieht. Das gibt ihm etwas Grauenerregendes, überirdisches Großes. Alfred Kerr bemerkt sehr richtig, als er den älteren Godwi mit ihm vergleicht: „Immerhin, es fehlt dem brentanoschen Menschen das Unheimliche des tieckeschen . . . .“ [1]). — Ein Vorbild in diesem Sinne hatte Tieck in einem seiner Bekannten in Halle, in Wiesel, kennen gelernt. Köpke bezieht seine Aehnlichkeit nur auf Omar und Andrea, indem er nur dessen zynische Philosophie des Genusses und der Sinnlichkeit, die er mit schneidendem Hohne vortrug, berücksichtigt. Tieck empfand etwas Grausenhaftes in diesem Menschen, wie Köpke versichert [2]). Er sah in ihm die selbstvernichtenden Gewalten der Sinnlichkeit, er sah, wie auch ihn schließlich seine zerstückelnde Lehre selbst verschlingen mußte. Es ist klar, daß der fein empfindende Tieck nicht ohne solche Gedanken die Schauder empfunden hat, die nach Köpkes Bericht ihn in der Nähe dieses jungen Mannes ergriffen haben. Wir haben so in ihm auch das lebende Vorbild zu Lovell.

William Lovell ist ein schwärmerischer, leichtempfindsamer Jüngling. Ein starkes Gefühl schlummerte in seiner Brust,

---

1) Alfred Kerr. Ein Kapitel deutscher Romantik. Berlin 1898, S. 31.
2) Köpke, a. a. O. I, S. 138

das rasch entzündet werden kann. Schon aus seiner Kindheit erinnert er sich, daß oft über ihn eine unheimliche Gewalt kam, die er kaum bändigen konnte und die ihn bis zu verwerflichen Freveln antrieb. So drängte es ihn oft, seine Gespielen zu ermorden. „Was war es, das . . . mit gräßlicher Hand in meinem Herzen wühlte?“ fragt er selbst[1]). Er ist eine poblematische Natur: „er gedeiht auf keinem Boden“, sagt Karl Wilmont von ihm[2]). Seine Gedanken sind hochfliegend, auf das Ewige gerichtet. Wehe, wenn er einst fühlt, daß andere Ideen die Welt beherrschen können, wehe, wenn er sie für wahr hält und danach leben will! Der Drang, sie zu ergründen, wie sie ihm auch entgegentreten, liegt in ihm. Aber, ob die Kraft seiner Fittiche nicht einst erlahmt, ob die Luft unter ihm nicht nachgibt, der er sich vertraute? Wenn ja, dann läßt er sich blindlings herunterfallen, wie Karl Wilmont richtig erkennt[3]). — Er ist ein Schwärmer, und ein Schwärmer wird leicht verblendet. Er hat also alle Anlage für eine Charakterentwickelung, die ihn dämonisch fortreißen kann in geistig-qualvolle Erkenntnis und Selbstzerstückelung. Und noch eine andere Macht schlummert in ihm: eine latente Sinnlichkeit. Er ist sich seiner selbst noch nicht bewußt, obwohl er in idealer Liebe zu Amalie sich hingezogen fühlt. Aber er hat das Gefühl, als fehle ihm etwas; er ist oft melancholisch, weltschmerzlich. Die Welt ist ihm „ein unendliches Chaos von Armseligkeiten“[4]). Ein Drang nach Leben ruht in ihm, den er noch nie betätigen konnte. Als er der Komtesse Blainville in die Hände fällt und die sinnliche heiße Liebe kennen lernt, da meint er die Leere seiner Brust ausgefüllt zu haben. Später werden wir noch oft sehen, wie er durch sinnlichen Genuß diesen dämonischen Drang nach Leben zu befriedigen, zu stillen sucht. In ihm liegen zwei gefährliche Mächte: einmal der Drang

1) Schriften VI, S. 351.
2) Schriften VI, S. 5.
3) Schriften VI, S. 5.
4) Schriften VI, S. 24.

nach dem Uebersinnlichen, dann der Drang nach Lebensausfüllung, nach Ausfüllung der Leere, die er so oft empfindet. Da kommt über ihn die dämonisch-fordernde Sinnlichkeit, und sie unterwirft sich die Mächte seiner Brust und benutzt sie zu ihrem vernichtenden Kampfe, den sie gegen ihr Opfer entfesselt. Wie ein Fremder wird er von seiner eigenen Leidenschaft vorwärts getrieben; er erkennt oft diese Macht als fremd und glaubt an ein Fatum, das von außen auf ihn zustürzt. Er fordert die dämonischen Mächte heraus zum Spiel mit ihm selbst und in seiner Verblendung fühlt er nicht, daß er alles in seiner eigenen Brust trägt, daß das Mittel, — der sinnliche Genuß —, mit dem er sie vertreiben will, gerade sein tötendes Gift ist. —

William Lovell verläßt England, um nach dem Wunsche seines Vaters auf Reisen sich Menschenkenntnis zu erwerben. In Paris macht er die Bekanntschaft der Komtesse Blainville. Die Sinnlichkeit regt ihre Flügel zum ersten Flug, und sofort schmückt sie ihre verderbengrauen Fittiche mit zweierlei glänzenden Federn, die zwei edlen Vögeln angehören, dem Drange zum Leben und dem denkenden Erfassen der Lebensrätsel. Lovell will leben und glaubt, daß kein kleinliches Gefühl der Sterblichkeit sich in den Umkreis seines Paradieses — seiner sinnlichen Liebe — wagen wird[1]). Er will ergründen, wie die ewigen Gesetze des Lebens lauten, und er glaubt, daß es das Recht eines jeden ist, sich von den Reizen der Schönheit bewegen zu lassen[2]). Wie ein Schwindel befällt ihn am andern Morgen die Erinnerung daran, daß er sich hat überwältigen lassen. Er sieht seinen Abgrund, aber nicht kann er sich ihm entreißen. Die ganze dämonische Kraft der Leidenschaft hat ihn gepackt. Er fühlt: „Ich bin ein Elender!“[3]) Zum Verbrecher ist er an Amilia geworden. Aber was hilft alles Denken und Anklagen gegen die fordernde

---

[1]) Schriften VI, S. 95.
[2]) Schriften VI, S. 82.
[3]) Schriften VI, S. 97.

Allgewalt in seinem Innern! Es treibt ihn fort von Paris. Unglücklicher Tor! Nicht ist es die Person der Blainville, die ihn herunterreißt, nicht das eine Weib; es ist das Weib als solches, die dämonisch-fordernde und -vernichtende Sinnenglut. Sie trägt in sich schon vernichtende Qual. Das sagt er später einmal selbst: „. . . . schläft nicht die wildeste Verzweiflung im Innern dieses Gefühls?“ [1]) Heißer wird sie ihre Gewährung verlangen und seine Brust zerreißen. Er hat ein banges Vorgefühl seiner Zukunft: „Mir ist, als wollten die Häuser über mich zusammenstürzen“ [2]). Rasch verläßt er Paris und geht nach Italien. Aus einem seiner Briefe an Eduard Burton können wir das qualvoll-fordernde Gähren seiner Seele lesen [3]). Er hat die Erfahrung gemacht durch seine erste Leidenschaft, daß nie ein Genuß das Herz ganz ausfüllt. Im vollen Gefühle seines Glückes ergreift ihn kalt und gewaltsam eine Nüchternheit. Er hat früher gemeint, es sei die Sehnsucht nach Liebe; aber auch neben Amalien quälte ihn diese tyrannische Empfindung, auch neben der Komtesse Blainville. Dies Gefühl fürchtet er, weil er weiß, daß es ihn, wenn es herrschend in ihm würde, in ewiger Herzensleerheit von Pol zu Pol jagen müßte. Es ist der Drang nach Leben, nach einem unfaßbaren Etwas, daß die Seele füllen soll, ein faustisches Verlangen nach Lebensgenuß. Er wird von einem „unaufhörlichen martervollen Wirbel herumgejagt“. Damit vergleicht er eine andere Erfahrung, die er an sich gemacht hat, die ebenso verderbenbringend ist. In der höchsten Anspannung der Phantasie und des Verstandes liegt etwas Dämonisch-vernichtendes. Unser Geist trägt uns über die Wolken in verzückendem Spiel, und als Fremdlinge kommen wir auf die Erde zurück. Eine qualvolle Leerheit herrscht in der Seele, und wir haben die Schwungkraft verloren, „uns wieder über die Wolken hinauszuheben“. In einem späteren Briefe aus Rom spricht er das deutlicher

1) Schriften VI, S. 212.
2) Schriften VI, S. 212.
3) Schriften VI, S. 128 ff.

aus, indem er die Gedanken Balders mitteilt[1]): Im Menschen erwacht eine grauenvolle Macht, die ihn bis in Wahnsinn, bis zur Raserei treibt, wenn die Vernunft alle ihre Kräfte aufbieten will. Diese dunklen Gewalten, die Balder rasch überwältigen, umschweben dauernd Lovells Sinne. — Die Entwickelung des Charakters schreitet nur langsam fort. Endlich aber führt ihn das Lebensbedürfnis zu zügelloser Leidenschaftlichkeit. Die Sinnlichkeit brennt in ihm nach Gewährung. Er taumelt von Begierde zu Genuß, und im Genuß verschmachtet er nach Begierde[2]). Die römischen Dirnen befriedigen ihn nicht mehr, und er streckt seine Hände nach der Unschuld aus. Und immer meint er in fürchterlicher Verblendung, er habe das Leben gefunden; nur manchmal überkommt ihn die schreckliche Erkenntnis, daß er „wie ein Nachtwandler mit offenen Augen blind durchs Leben geht"[3]). Aber er rast fort, nur um etwas zu haben, das die Leere in seiner Brust ausfüllt, das ihm wie Leben ist. Er meint, alle Fragen der Ewigkeit gelöst zu haben in dem einen Satz: „Ich bin das einzige Gesetz in der ganzen Natur." Sein gefährlicher Drang nach Lösung der Welträtsel, verquickt mit den Forderungen einer wilden Sinnlichkeit und verblendet von dem Trieb nach vollem Leben, reißen ihn von nun an immer tiefer ins Verderben. Gewaltig schwellen die dämonischen Mächte an: wie ein Gott steht er auf schwindelnder Höhe, jenseits von Gut und Böse. Es liegt etwas vom Uebermenschentum Nietsches in seinem Charakter. Und ist dieses Uebermenschentum, dies Auflehnen gegen die göttliche Weltordnung, dieses Ankämpfen gegen den göttlichen Willen nicht ein erhabenes Schauspiel, wie es kaum ein größeres gibt? ... Die fürchterliche Verblendung, die meint, Erde und Himmel zerschmettern zu können: ein elender Wurm im Staube, der die Gesetze der Sonne vernichten will! Und doch die Kraft, die das versucht, ringt uns Zusehenden Verwunderung

---

1) Schriften VI, S. 152 ff.
2) Schriften VI, S. 291.
3) Schriften VI, S. 177

Erstaunen und auch tiefes Grauen ab. Und das alles will Lovell, der schwärmerische Jüngling! Wie dicht hat ihn die Verblendung umgarnt; das will er erreichen, der sich so leicht beeinflussen läßt, er mit dem schwankenden Willen das erstürmen, wozu der Wille eines Gottes gehört! Eine Zeitlang rauscht er dahin auf den Sturmflügeln dieser Ideen: „Hoch triumphierend stehe ich oben, über dem Leben und seinen Freuden erhaben . . . Von allen Banden losgelassen, rausche ich wie ein Sturmwind dahin . . . Mag's hinter mir stürzen und vor mir wanken, was sind mir Ruinen, die mich in meinem Laufe aufhalten sollten?“ [1]). Das ist ein wildes Lebensgefühl, das so spricht. „Wir wollen in die Zerstörung jauchzen, wenn unser Verlangen nach Genuß nur ersättigt wird!“ [2]). Und weiter: „Stürz' ich schwindelnd von oben hinunter, was ist dann mehr?“ [3]). Er spielt mit allen sittlichen Werten und spielt mit seinem eigenen Dasein; er spielt mit den Mächten, die ihn zu vernichten drohen. Er fordert sie heraus: „. . . immer wilder und wilder im jauchzenden Schwunge, bis uns Sinn und Atem stockt“ [4]). Aber nicht ist Lovell ein Gott, der alle Lebenspulse in sich schlagen lassen kann und der ein Dasein erträgt, das sich selbst Tod und Leben gibt. Nach den Ergüssen dieser titanischen Trotzideen, sinkt er zurück in ein Bad von Tränen. Er sieht, daß alles hinter ihm zugefallen ist, und er kann den Rückweg nicht entdecken. Doch, was helfen ihm alle diese wiederholten Schmerzensergüsse! Seine zerquälte Seele schreit nach Genuß, obwohl er deutlich seinen Untergang voraussieht. Er stürzt sich von Tag zu Tag in Wollust und Trunkenheit und durchjubelt mit Dirnen rauschende Nächte, ganz umgarnt von dem vernichtenden Gedanken, das sei Leben. Er verachtet die „elende, lächerliche Welt“, und doch verzehrt er sich in ihren Genüssen. Er liebt die Erde und verachtet sie; auch sie wird

---

1) Schriften VI, S. 200.
2) Schriften VI, S. 200.
3) Schriften VI, S. 201.
4) Schriften VI, S. 214.

einst ihm ihre Verachtung entgegenschleudern und ihm nichts mehr geben, wenn er nach ihrem Segen schreit. — Seine Kraft ist bald gebrochen; er ist eigentlich nur noch ein Sterbender, den seine einst dämonisch-entfesselte Leidenschaft zu Tode quält. Bis in die gemeinsten Sphären des Dirnenschmutzes ist er gesunken. Mit kaltem Herzen verführt er ein unschuldiges Mädchen und stößt sie von sich in den Tod; zum Mörder wird er an seinem Nebenbuhler; seinen Jugendfreund will er vergiften; zerstörend greift er in das Glück seiner Jugendgeliebten Amalia ein; er ist ein gemeiner Verbrecher geworden. Und dabei, wie schon betont, sucht er sich immer vorzuspiegeln, dies sei ein Leben, sei die Erfüllung eines ungestüm-fordernden Dranges. Sein Streben nach höchsten Gütern, nach den letzten Dingen, verirrt sich in wechselnde Sophisterei. Nur manchmal erwacht er aus seinem Jammerleben nnd sieht sich fürchterlich verlassen und umhergepeitscht. Er hat eine unheimliche Angst vor dem Erwachen, vor der entsetzlichen, düsteren Leere, die diesem Taumel folgen wird. In Verzweiflung wünscht er, daß er nie wieder aus diesem Jammer der Lust erwachen möchte. Sein Taumel hat ihn so fortgerissen, daß er sich vor sich selbst fürchtet: „In manchen Stunden könnte ich mich vor mir selbst innerlich entsetzen". Wie ein Fremder kommt er sich vor: „Wer ist das Wesen, das aus mir herausspricht?" [1]). Es ist nicht mehr die wilde ungezügelte Sinnlichkeit, die ihn Emilie Burton, die Schwester seines einstigen Freundes, entführen läßt. Es ist die Lust am Verbrechen. Jene Leidenschaft hat ihn verlassen, weil sie ihn bereits zerbrochen hat. In dem Maße, wie ihm dieser verzweifelte Versuch zu leben fade wird, steigert sich in ihm der Drang, höchste Geisteswissenschaft zu ergründen. Seine Sophisterei ist ein verhängnisvoller Ausfluß davon. Da ihm das Irdische nicht mehr genügt, will er ins Reich der Geister eindringen, und tatsächlich reißen ihn seine verwirrten Sinne fort bis zu Gespenstererscheinungen

---

1) Schriften VI, S. 346.

und Halluzinationen. Er hat den „Ruf vom jenseitigen Ufer" gehört, wie er sagt. Das ist eben das Furchtbare, daß er gefühlt hat und gesehen in seltenen Augenblicken das Uebergroße, Außermenschliche, in dem der Geist schwelgt und sich verliert, aus welchem Gefühle er erwacht und schaudernd die schreckliche Leere sieht. Er muß zugestehen: „Nebelbänke sind unser Wissen"[1]). Andrea, sein letzter Anhalt, reißt ihm mit lachendem Hohne den Schleier vom Blick und läßt ihn erkennen, daß seine ganze Erkenntnis Trug und Verblendung war, die sich aufbauten auf seiner Sinnlichkeit und seinem Drang zum Leben. Er sieht ein, daß ihm die Kraft mangelte, nach seinen Ideen zu leben: „Ich ging über ein Studium zugrunde, das die höheren Geister nur noch mehr erhebt"[2]). Das einzige, was ihn in allen diesen Verirrungen seiner Seele noch aufrecht erhält und sympathisch macht, ist der tiefe Qualruf nach Leben: „Einsam steh ich, mir selbst meine Qual und mein Henker"[3]). Er sieht seinen unsausbleiblichen Untergang voraus mit tragischer Notwendigkeit, und ein wehes Mitgefühl ergreift uns, wenn er sagt: „. . . . wenn ich mein ganzes Leben hinuntersehe, so ist mir, als wenn ich über ein abgemähtes Stoppelfeld blicke; ein trüber Herbst wandelt näher, der Nebel wird dichter, und der letzte Sonnenschein erlischt auf den fernen Bergen"[4]). Er ist nicht mehr der Uebermensch, der jenseits von Gut und Böse steht; seine fordernde Seele ist zerbrochen, müde erwartet er das letzte Todesurteil seines Geschickes. — Tieck hat hier das Dämonische zu großartiger Wirkung verwandt. Zunächst das gewaltige Anstürmen gegen alle Mächte, gegen Sitte und göttliche Weltordnung, dies prometheische Herausfordern und Niederschleudern alles dessen, was uns Menschen heilig gilt und göttlich! Und dann: nichts ist der Mensch! In seinem Inneren erwachen urewige Gefühle, die ihn zurückrufen in

---

1) Schriften VII, S. 329.
2) Schriften VII, S. 329.
3) Schriften VII, S. 23.
4) Schriften VII, S. 26.

die Leere seines Daseins. Gewalten gibt es, die mit sich spielen lassen, aber die in diesem Spiele ihr furchtbares Vernichtungsgift dem Menschen einimpfen. Und daran wird Lovell sterben — einen langsamen seelischen Tod. — Die Verzweiflung am Leben wirbelt ihn in einen letzten Strudel: in gemeinen Wirtshäusern und Spielhöllen treibt er sich herum. Wie ein Fluch geht es von ihm aus; alles Leben vernichtet sein wandelnder Fuß, es weicht zurück vor ihm, — vor ihm, der das Leben so sehr liebt, daß er sich selbst vernichtet. Wie tragische Selbstironie klingt es, wenn er sagt, daß ihm zum ersten Mal bei einem Sturm auf dem Meere in der Lebensgefahr „die Liebe zum Leben" beherrscht habe[1]). Ist nicht sein ganzes, ihn selbst zerstörendes Leben ein Qualruf nach Leben, Liebe zum Leben? Hat ihn nicht eben diese Liebe vernichtet? Sie schreit noch einmal wild auf: er will sich nicht elend fühlen „der Gottheit zum Trotz"[2]). Aber bald sieht er ein, daß er nicht ein großer Bösewicht sein konnte; er war zu schwach und daran geht er zugrunde. Seine Ideen haben ihn betrogen, sein verblendetes Anstürmen gegen die Welt und ihre Gesetze, gegen Gott und seine Weltordnung erdrücken ihn, da er leben sollte und wollte in seinen vollzogenen Ideen. — Aeußerlich wird er vernichtet im Zweikampfe durch Karl Wilmont.

Es ist wahr, was Köpke sagt: Tieck wollte schildern, wie durch das „unaufhörliche Betrachten und Studieren der Seele, das einem geistigen Selbstverzehren gleichkommt", der Mensch sich zugrunde richtet[3]). Durch die dämonische Entzündung der dunklen Seelenkräfte zum lodernden Feuer ist der Geist Lovells zerstört worden; durch das dämonische Spiel mit seinen Geistes- und Gefühlskräften ist die fürchterliche Stimmung in ihn gekommen, die ihn an den Rand des Wahnsinns bringt, die ihn sich selbst und Gut und Böse vergessen läßt. Schaudernd stehen wir, wenn wir sehen, wie

[1]) Schriften VII, S. 184.
[2]) Schriften VII. S. 337.
[3]) Köpke a. a. O. I, S. 205; vgl. auch Schriften VI S. XVI.

allmählich mit furchtbarer Sicherheit seine Seele zerstört wird durch das verblendete Spiel mit dem Transzendentalen, dem Ueberirdischen, Geistigen. Tieck selbst sagt, er wollte uns in seinem Roman „eine Anklage der menschlichen Natur" geben[1]). Und eine furchtbare Anklage ist es geworden, wenn wir verfolgen, wie Lovell ein jammervolles Dasein zu tragen hat in wilder Qual, wie es seine verzehrende Leidenschaft von ihm fordert Er selbst ruft den Sittenrichtern zu, die im Roman armselige Menschenschicksale schildern wollen: „Sie haben nichts erfahren und geduldet, sie sind nur von den kleinlichsten Leidenschaften gestreift, kein Sturm ist an ihrem Herzen vorübergefahren, und voll Vertrauen setzen sie sich nieder und maßen sich an, die Herzen der Menschen zu richten und ihre Gefühle darzustellen"[2]).

Man darf also nicht so ganz, wie R. Haym von vornherein das Interesse an einer solchen Gestalt abweisen, wenn man die innersten Triebfedern seines Handelns genauer betrachtet. Man muß bewundern die furchtbare Anspannung und das Anschwellen aller Kräfte, das Zusammenbrechen und Scheitern an übermäßigen Forderungen der Brust, die tiefe Qual und das letzte Verlodern in Lastern und Verbrechen bis zur innerlichen Selbstzernichtung einer edlen großangelegten, lebensdurstigen, aber leidenschaftlich verwilderten und geistig verblendeten Seele. Es ist eine echt dämonisch-tragische Gestalt, die am grenzenlos fordernden Wollen und am verzweifelten Nichtkönnen scheitert.

---

1) Schriften VI. Vorbericht S. XVI.
2) Schriften VII, S. 218/219.

Lebenslauf.

Geboren wurde ich, Oskar Willi Busch, katholischen Bekenntnisses, als Sohn des Kaufmanns Anton Busch zu Groß-Croſtitz am 25. April 1888. Ich besuchte die städtische Oberrealschule zu Halle a. S. und erwarb mir Ostern 1906 das Zeugnis der Reife. Ich studierte an den Universitäten Halle (S.-S. 1906 bis W.-S. 1906/07), Freiburg (S.-S. 1907), Münster (W.-S. 1907/08), Halle (S.-S. 1908 bis W.-S. 1909/10) und Münster (S.-S. 1910 bis S.-S. 1911) Deutsch, Philosophie, Französisch und Englisch.

Zu besonderem Danke bin ich Herrn Privatdozent Dr. S. Schultze, Halle a. S., verpflichtet, der mir die ersten Anregungen zu vorliegender Arbeit gab, und Herrn Professor Dr. Schwering, der mich in liebenswürdigster Weise bei Vollendung der Arbeit unterstützte.